Ha 179

746
H, 3

Bibliothek
der Real- und Volksschule
der Israel. Gemeinde
zu
FRANKFURT A/M.
Wimpfen und Goldschmidt'sche
Stiftung.

Christian Fürchtegott Gellerts

Briefe,

nebst einigen damit verwandten Briefen
seiner Freunde;
nach seinem Tode herausgegeben
von
Johann Adolph Schlegeln
und
Gottlieb Leberecht Heyern.

Zweyter Band.



Bern und Amsterdam,

verlegts Beat Ludwig Walthard,
und zu finden
bey Joh. Schreuder, 1775.

Universitäts- und Landesbibliothek Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Zweigstelle Auffürung

CL.

Theuerster Herr Professor,

Durch die Nachricht, daß beym Gebrauche der Cur Ihr Befinden leidlich gewesen haben Sie mich sehr erfreuet. Auch der Herr Oberpostcommissar hat die Gewogenheit für mich gehabt, mich hiervon zu versichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, fast nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Urtheilen Sie selbst, theuerster Herr Professor, ob ichs gern gelesen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es ist wahr, bloß das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Herz hier fähig ist; und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf M--, hat in seinem mir zugeschickten Gedichte auf Sie, sehr Recht, und alle diejenigen, die eben so denken, haben es mit ihm, wenn Sie Gott um Gesundheit für Sie, auch in dieser Absicht bitten, damit die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf M--, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich;

lich; diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie so gar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kennbar werden. Denn ist es nicht unstreitig, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt; einen Geschmack daran zu bekommen; und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen: so würde sie bald sich es abgewöhnen, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen, nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen.

— — — —. si reiduce
Nel parere a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, zwischen Liebe und Liebe zu machen: so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, (außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußt seyn seiner Tugend, und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben) noch

noch die Tugend Andrer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten glänzendsten Belohnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. ——

O Graf M--, wie würdig denken sie des besten Mannes! —— Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines Freundes rühmen. Und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! ——

Ein stralend Zeugenheer, um Gott für ihn zu danken,
Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der, außer der allgemeinen Liebe, die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen Anderer, auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu

fassen. — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten: aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wann die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter Ihren Gedanken seyn —— Glücklicher Graf! auch sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und ihnen unwissend, etwas beytragen, die letzten Stunden ihres Freundes heiterer zu machen. —— —— Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet; und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt; auch selbst dann, wann es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen; und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigene Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage: daß ich mit einem lebhaften Vergnügen

an

an Ihren Tod und die Folgen desselben denken, und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres gegenwärtigen Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren. —

Der Inhalt, den Sie, gütiger Herr Professor, mir durch Mittheilung der beiden Gedichte, zu diesem Briefe, verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen, nur noch einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke zu danken habe, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht hat, und der durch die unschätzbare Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden. Denn dieser Eindruck berechtiget mich, einen besondern Antheil an Ihnen, und demjenigen, was Sie angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühl einer allgemeinen Menschenliebe em

vfindlich gebildet gewesen, und der, bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben, und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen, und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen, eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt, und Ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. — Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen M--, des Fräulein --, und aller Ihrer Freunde, bekannt machen können; ich würde mich ihres Werthes gefreuet und Ihnen dazu Glück gewünschet haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile; daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben; zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Innhalt haben, und dann

die

die glückliche Phantasie höher zu treiben, und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken, oder für Sie anflehen: Dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht, und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Innhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte bloß Worte sind.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden,
den 29. Jun.
1762.

CLI.

Liebste Correspondentinn,

Lassen Sie sich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Ob gleich die Hauptperson nur ein Feldwebel ist, so ist er doch gewiß werth, Ihnen bekannt zu werden; denn seine Reden und die frommen Gesinnungen, die er darinnen äußerte, würden auch einem Generale Ehre machen. Dieser Feldwebel, der in preußischen Diensten gestanden,

hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. —— „Verziehen Sie, Herr Profes„ sor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preu„ ßischer Feldwebel, habe drey und dreyßig Jahre „ gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, „ bin auf dem Wege nach Liefland, in mein Vater„ land zurück zu kehren, und bin fünf Meilen um„ gegangen, um Sie zu sehen, und Ihnen mein „ dankbares Herz zu zeigen. „

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?

„ Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit „ 1748. lese, besonders durch Ihre letzten. Sie „ haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum „ Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür, und „ gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben, „ und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüßten, wie „ gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie „ zu sehen! „

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen; und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir dan-

ken;

ken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet: so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie so viel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

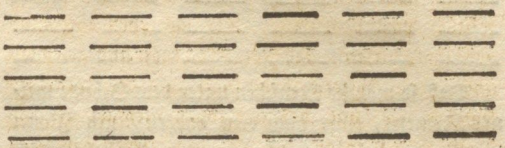
„ Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück;
„ aber ich finde noch so viel zu Hause, daß ich nicht
„ Mangel leiden werde. Endlich bin ich, ungeach-
„ tet aller meiner Blessuren, noch gesund; und
„ o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar
„ beschützet und erhalten! So wird er mich auch
„ ferner erhalten. Als ich, nach der Affaire bey
„ Görlitz, tödlich blessiret nach Böhmen gebracht
„ wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem
„ Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück
„ Commißbrodt, an dem ich kauete, und den Schnee,
„ den mir die Bauern, welche die Blessirten fuh-
„ ren, in der Hand vor den Mund hielten; und
„ doch erhielt mich Gott, und gab mir Glück, daß
„ ich, als ich in das Lazaret kam, in die Hände
„ eines sehr geschickten und mitleidigen Böhmischen
„ Arztes fiel, der mich, (ich war hinten in die Knie-
„ kehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte

„ die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen,) „ der mich curirte, und mir nachher einen freyen Zu„ tritt während meiner Gefangenschaft in sein Haus „ verstattete; und damals habe ich Ihre Schriften, „ (er hatte sie alle,) wohl zwanzigmal durchgele„ sen. Ich bin ganz vor Freuden außer mir, daß „ ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich „ heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch „ ein Paar Meilen fortsetzen. „ — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich; war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730. in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden; „ und ich hatte doch, „ setzte er hinzu, „ von Jugend auf „ einen Abscheu vor dem Soldatenleben gehabt, und „ hätte in Russischen Diensten Officier werden kön„ nen, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt „ hätte. Aber, Gottlob! es ist überstanden. „ Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Was meynen Sie, gute Mademoisell? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall

fall und das Vertrauen des großen, berühmten und tapfern Generals, eines Laudon?



Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 15. Sept.
1763. G.

CLII.

Liebste Mademoiſell,

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen daraus machte, Ihnen ein Buch, daß Sie gewiß gern leſen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich ſchicke alſo Ihnen hier die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer aus dem Engliſchen des Herrn Wilkes; von dem Herrn Weiße überſetzt. In der That habe ich in langer Zeit kein Buch geleſen, das mir ſo wohl gefallen hätte, keine

Moral,

Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre.

Daß so manche Menschen unter dem Schutze meines Namens, einer nach dem andern, sich Ihnen aufdringen, höre ich sehr ungern; aber wie soll ich dem Unheile steuern? Trauen Sie Niemanden, der sich nicht schriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt, oder besonders mit mir bekannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem einigemal gesehen. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

Leben Sie wohl.

Leipzig,
den 18. October
1763. G.

Meine gewöhnlichen Arbeiten sind wieder angegangen, darum schreibe ich so lakonisch.

CLIII.

CLIII.

Theuerster Herr Professor,

Sie wissen, daß ich immer; aus Langerweile vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäftigen, in meinen Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen, und die ich nicht einmal ganz verstehe; Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind Sie aus der Ursache niemals verdrüßlich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Itzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenn es möglich ist, liebster Herr Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile, ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können;

können, vorauszusetzen, daß Sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, „ spricht der Zuschauer, heißt das die Menschen„ liebe zu weit treiben? „ — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens sey. Wenn die Marquise von Lambert in dem Briefe an ihren Sohn, ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheiferung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Qu'elle indulgence n'avait-il pas pour les faiblesses de l'humanité! Il excusait tout, & regardait les fautes comme des malheurs & *se croyait seul obligé d'être honnête-homme.* Ses vertus laissaient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen Andere, die mit einer großen Strenge gegen sich selbst verbunden ist. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht

von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich Sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation derer zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen Arten, wie sie sich betrachten läßt, und nach den verschiedenen Umständen, in denen man sich befindet; und aus denen man dieselbe ansieht. Ich weis sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That thun kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie gethan hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte betrachtet, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann so gar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände, oder die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand,

fand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person gethan, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, immer fester zu gründen, habe ich mich um Gelegenheiten bemühet, sie auszuüben; und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weis, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Es erzählte mir nämlich jemand, der gewiß kein Verläumder ist, (es ist unnöthig die Person zu nennen,) daß der Baron ... der lobenswürdige Mann nicht sey, für den Sie ihn gehalten haben. Die Geschichte ist folgende: ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ———

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Aufführung des Baron verhaßt vor; und wenn ich gleich

eine

eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Gründe zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit, noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es kränkte mich ungemein, einen Mann verdammen zu hören, für welchen Sie so viel Hochachtung und Freundschaft bezeiget, und gegen welchen Sie auch mir Hochachtung eingeflößet haben. Aus allen diesen Ursachen verdroß es mich, daß ich mir nicht getraute, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen, und sagte nur zu mir selbst: „Da der Baron, wie ihn mir Gellert beschrieben, der einnehmende und angenehme Mann ist, „der nichts als Gutes von sich sehen läßt, so hat „Gellert nicht anders als ihn hochachten können „und müssen. Würde er nicht vielmehr zu tadeln „seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne „versagt hätte, an dem er lauter Ursachen sah, „Hochachtung für ihn zu hegen? Und wollen wir „wohl haben, daß ein rechtschaffener Mann in „einem andern Fehler voraus setze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdiensten, die er „wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?“ Also suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen,

über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fieng ich wieder an, diese Geschichte zu überlegen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben; und vielleicht kann ich es, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art, und indem ich bloß der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen darzu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth sey.

Der Baron * * * hatte [redacted]

Bis hieher, glaube ich, ist es mir ohne Mühe, bloß durch eine simple Vorstellung der Wahrheit gelun-

gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befiehlt, denn nicht nur die Absicht, sondern auch die Handlung des Barons ist unschuldig.

Nur bey dem Schritte, den der Baron hierauf that, ——— ——— ——— ——— ——— ——— ——— kan man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen; denn es zeigt sich in seiner Aufführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit freyzusprechen.

Ein Mann, der nur ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfenden Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden, dem Verdrusse darüber zu viel nachgeben, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen. Aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn, ich wiederhole es: was ist leichter für ein redliches

und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurück getrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelocket, und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können? —— —— und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey der jetzigen, oder vielmehr damaligen Verfassung der Sachen, dem Baron eigennützige oder ehrgeitzige Absichten, die ihn zu diesem letzten Schritte bewogen, beymessen wollte; und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungenerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu ausfindig gemacht werden könne, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zu viel Empfindlichkeit über die Beleidigung von = =, die das Andenken der gütigern Begegnung von = = = =, in dem Herzen des Barons zu lebhaft erneuerte.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wißen, ob ich die Sache richtig erklärt habe? oder ob ich sie aus Partheylichkeit, oder Mangel der Einsicht, unrecht verstehe? Ich hätte wohl Lust Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum

ich

ich mir hierinnen noch weniger als sonst traue. Aber der Brief ist ohnedieß schon zu lang, und ich schäme mich, einen neuen Bogen zu nehmen. Leben Sie also wohl, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert,

Dresden, den 7. Nov. 1763.

CLIV.

Liebste Mademoisell,

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron --- nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen von einem sehr rechtschaffenen Manne gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdeckt, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, viel-

leicht weil ich wünsche, daß alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir so gar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentinn.

Leipzig, den 10. Nov.

1763. G.

CLV.

Theuerster Herr Professor,

Nun weis ich, was unter allen Dingen in der Welt das leichteste ist; Ihre Wohlthäterinn zu seyn; so lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweisen nennen, wenn man Ihre Geschenke gern annimmt; und ich, wie sollte ich das nicht in Betrachtung des Geschenks, der Hand, von der es kömmt, und der Art und Absicht, mit der es gegeben wird, thun? Ja, liebster Herr Professor, es ist mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ich es von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Versicherung hiervon, und die von meiner Dankbegierde, nur halb so gern an, als ich Ihr Geschenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß

Daß meine Apologie, wie Sie meinen letzten Brief nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß seyn; und es ist mir sehr angenehm, daß Sie auch so denken, und meine Gründe zu billigen scheinen. Scharfsinn ist freylich, ich gestehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir gewünscht hätte, weil man sich scharfsinnig auch sehr betrügen kann, und weil man sich nur zu oft, aus gutem Herzen, zu seinem und andrer Leute Vortheil blendet.

Wenn ich dieses sonst nie besorgt hätte: so würde ichs doch unfehlbar in diesem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es kostet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unser Herz besitzt einen gewissen Stolz, und in unsern Gesinnungen ist so etwas Erhabenes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das sehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt sich die partheyische Neigung des Herzens nicht so leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen also das Mittel, uns subtil zu hintergehen, und Gründe aufzusuchen, die uns behülflich sind, dasjenige für unschuldig zu halten, was uns lieb ist. So dürfen wir unsere Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unsern Stolz und

unsere Neigung zugleich, indem wir uns über die Tugenden und Fehler unsrer Freunde geschickte Blendwerke machen.

Ich schmeichle mir aber dem ungeachtet, Sie haben auch Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen. Denn wenn das nicht wäre: so hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indessen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig ist. Ich habe es mir nur zur Regel gemacht, weil schlimme Nachrichten nicht selten wahr sind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, so lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was sie gut oder erträglich machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn sie zum Unglück wahr seyn sollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Itzt, —— ich bedaure Sie darüber nicht wenig —— müssen Sie, wenn Sie auch noch so viele Freunde um sich haben, und wenn Ihnen auch der Herr Oberpostcommissar bleibt, doch in der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn ** und der Gräfinn ** es empfinden, daß es eben kein Vergnügen ist, sich von seinen liebsten Freunden, von seiner

Erho-

Erholungsgesellschaft getrennet zu sehen. Man kann einander freylich schreiben; aber dabey muß man viel sitzen; und das Sitzen ist nicht gesund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem ist es doch nur eine schwache Nachahmung des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerstreut; und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen, und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weis, wie es zugeht, von demjenigen abgeführet, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will nicht damit sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Mängel haben müsse. Und dann ist das Vernügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden; die Bequemlichkeit seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, wenn es nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn in dem itzigen Augenblicke vergnügt, und schon in

dem folgenden nichts mehr seyn würde; die Meynung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe zu ziehen, ausfragen und beantworten zu können — Dieß alles sind Vorzüge des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz, und auch nicht ohne Unbequemlichkeit, ersetzen kann. Und das alles haben Sie nun bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung eingebüßt.

Ich weis wohl, was Sie sagen werden. Sie werden sprechen: Es ist Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorsehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das ist es auch; aber ich bedaure Sie dem ungeachtet, und ich bedaure auch Ihren Freund, der so viel aufopfern muß.

Heute bin ich spatzieren gewesen, und der Spaziergang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen seyn soll, da ich den Tag mit der angenehmen Beschäftigung, an Sie zu schreiben, beschließe, und mit der Bitte, daß Sie niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang seyn werde ꝛc.

Dresden,
den 7. December
1763.

CLVI.

CLVI.

Theuerster Herr Professor,

Ich bin recht betrübt, daß Sie, nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfinn -- und Herr Z- von Ihnen erhalten, am Beschlusse des letzten und am Anfange des itzigen Jahres, nicht so gesund gewesen, als ich wünsche, daß Sie immer seyn möchten, und als ich zum Theil, nach den guten Versicherungen des Herrn --, den ich einmal bey Herrn Z- zu sehen das Vergnügen gehabt! hoffen durfte.

Wie gütig sind Sie indessen, liebster Herr Professor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an Herrn Z- grüßen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, schreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beschwerung thun können: dieses wird mir lieber seyn, als der längste Brief, der Ihnen zu schreiben beschwerlich gewesen wäre. —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Leben Sie wohl bester Herr Professor. Ich wollte Ihnen aufrichtigst wünschen, daß die Tage Ihres

theuren

theuren Lebens ganz glücklich und von jeder Trübsal frey seyn möchten, wenn ein solcher Wunsch sich mit dem Zustande der Menschen vertrüge, und man ein Beyspiel hätte, daß dergleichen Wünsche jemals erfüllet worden wären. Aber das lassen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr leben lang und gesegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen seyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troste fehlen möge, den Sie dem Herrn von Z.. gegeben: und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, so lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre ꝛc.

Dresden, den 10. Jan.
1764.

CLVII.

Liebste Mademoisell,

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann: so will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerstehn, und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundinn, zuerst für Ihre guten Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen

desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht kräftiger und aufrichtiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfahrt, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten == und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen, und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin; und wenn ich nicht zu ihm gieng, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden, sehe ich mich entweder einsam und allein, oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz, und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll == mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weis ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich

bemühen,

bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Einen der größten Dienste, den ich von ihm erwarten und bitten darf, kann er mir auch in -- und allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste unsers Vaterlandes gebohrnen Mann! Aus meinem Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche -- geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie demüthig und wie klein ich mir bin, wenn ich diese beiden Männer, oder einen Cr -- denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche --, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf.

Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen eilf Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beiden Tage hatte ich ungefehr achtzig

Verse

Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (ich hatte die Kirche nicht versäumet) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor. Ein sehr froher Abend für mich! O wie sind meine itzigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Das die Frau Gräfinn V** itzt in Dresden und nicht in W** ist, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen, bey ihr nützlich verredt haben. —— O wie viel großes und frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen, und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Jan.

1764. G.

CLVIII.

CLVIII.

Bester Herr Professor,

Haben Sie Dank, daß Sie mich Ihrem Freunde und seiner Frau Gemahlinn empfohlen haben; und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn -- verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weis, wie viel rechtschaffne Männer Ihre Freundschaft wünschen, und als ein großes Gut betrachten; die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben: aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang, noch eine lange Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb.

Gott

Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween Verse des Herrn -- anzeigen? O theuerster Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! Itzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande diesen Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll, oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten auf den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Innhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt, und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann,

wenn er anders ein Dichter ist, nichts Mittelmäßiges schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte! wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters, und aller Verdienste, die er um Ihre Wohlfahrt hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms, und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen, nicht nöthig ist; so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfodern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen.

Indessen wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt, und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht: so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger

pflicht-

pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte, lesen. Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchen in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählich viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesaget werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann. Leben Sie wohl.

Dresden, den 21. Jan. 1764.

CLIX.

Liebste Freundinn,

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es der guten Gräfinn, daß Sie es haben; und Dank

Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wann wird das geschehen? Vielleicht bald; vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von W**, und jünger als ich, war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison, ohne eine christliche Eifersucht. Sie kennen es aus Ihrem Young. O Gott, möchte doch das meinige eben so seyn; wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundinn in C** die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken, und ihr für die Mittheilung derselben danken, noch einige andere Briefe beantworten, und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Grä-

finn

sinn die Hand in meinem Namen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März
1764. G.

CLX.

Mein lieber Herr Professor,

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben; und nun bilde ich mir ein, daß ich, auf eine solche Erinnerung, nach zehen Tagen nicht bald genug schreibe Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — — ich weis nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Je-

manden, der es mir erlaubte, davon reden möchte; und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, mein theuerster Freund; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchen unser lieber Young sagt, „daß es „ sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des „ tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern „ Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete „ des Himmels liegt — Denn der Himmel erwar„ tet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits des „ Todes erkennt er seine Freunde, und zeigt sie den „ Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht „ im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Ver„ halten ist ein Vermächtniß für alle — “

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchst nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden! denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach

nach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder zu Staub werden; war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsre Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurück zu bringen, von welchem unsre unordentlichen Neigungen uns alle, die einen mehr, die andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig, und in der künftigen selig machen kann; wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann er es vergessen, daß dieser Gedanke vorzüglich zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Innhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit, und bringt uns zu unserer Bestimmung, und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen?

Bester Freund, Gott erhalte Ihr Leben noch lange, und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe; und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, die mir unaussprechlich theuer ist; sondern weil ich gewiß weis, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens, sich und andern zum Segen, und keinem einzigen zum Schaden, leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte; — eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! —

Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etlichemal gefragt; und es ist nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit unter im Schreiben geweint, und ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich dessen itzt nicht enthalten, aber ich weis nicht woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht; und manchmal habe ich gar von mir geargwohnet, daß mein Gemüth etwas mehr natürlichen

Hang

Hang zum Leichtsinne als zum Ernste habe. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerühret werden, und das, ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angiengen; nur durch meine eigene Betrachtungen. Aber in der That; es sind in dem Leben, und selbst in dem Leben guter Menschen, so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat.

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein ***, der von einigen geliebet und geehret, von andern hingegen getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert ward. Ich habe ihn nie genau gekannt, und daher auch keinen Beruf zu haben geglaubt, mich um ihn und das, was von ihm gesagt ward, sorgfältiger zu bekümmern. Dieser Mann nun ist heute früh, nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey jungen Waisen, die er

wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet hat, gestorben. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein Sterbe„bette ist ein Verräther des Herzens. Hier wohnt „ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde „Verstellung, die Beherrscherinn in dem Gebers„denspiele des Lebens, ihre Larve fallen; hier sind „Schein und Wahrheit einerley; hier sehn wir „den Menschen; wir sehen sein sichres Vertrauen „auf den Himmel, wofern seine Tugend recht„schaffen ist — " Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die, wenigstens mir, sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verläumdern, wo nicht in allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? (denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen: ich weis es, daß er welche hatte; und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? —) Und soll ich mich nun nicht freuen zu denken, daß Gott ihn aus Gnaden, mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfinn in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens, und freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen zu sehen, und hernach mit Ihnen zugleich in Carls-

bad

bad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal, noch gesünder und dauerhafter gestärkt, von dort zurück kommen, als vorm Jahre; und möchte ich Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin ꝛc.

Dresden, den 8. April
1764.

CLXI.

Theuerster Herr Professor,

Unser guter Herr von Eh=== ist seit acht Tagen wieder hier, und geht morgen, oder längstens künftige Mittwoche zurück nach F==. Wo ich nicht irre, ist er Ihnen genau bekannt. Dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich von ihm gehört und gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber je mehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut; so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in F==, und legt sich auch auf diejenige Wissenschaft,

schaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführet, und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur so viel, daß er leben könnte; so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, ob gleich keine gewisse Aussicht vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben, und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände es ihm nicht erlauben, aufs Ungewisse hinzuleben; so wird er sich gezwungen sehen, außer Landes ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist. Dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurückläßt, die in G.. bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein frommes Kind) hinterlassen kann, und nach dessen Tode sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen, und recht gute Menschen, die im Glücke sind, und sich nie in einer traurigen Situation befunden, oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der Andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert;

hindert, so viel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sicherer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel dazu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese, theils mit Geschäfften überhäuft, und dadurch zerstreuet werden, und theils Ceremonienbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienste und zur Beförderung des Glücks bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerksamkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Ch***, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergebliche Reise thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen, oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt, und oft das Leben selbst derer ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen: so kehre ich das Gesicht ab, und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen: so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand sur la terre penétré de douleur
Je vois l'humble vertu, qu'accable le malheur:
J'éléve mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce desordre même.
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour. ——

Und das wird er thun. O wenn wir nur den Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten: wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn dazu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? —— Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eigenen klagen. Warum sind doch nicht alle Men-

Menschen so mitleidig wie Sie? Dadurch würde schon die jetzige Welt dem Himmel gewissermaßen ähnlich werden. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Dresden, den 21. Sept. 1764.

CLXII.

Theuerster Herr Professor,

Ich schicke Herr C - - - Thomsons Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schwester seit meiner Abreise aus Leipzig geliehen hat, und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein englisches Buch mehr zu lesen bekäme: so sollte es mich doch nicht gereuen, nur um dieses einzigen willen Englisch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit sehr vielem Fleiße gelesen, und wie ich wenigstens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verstanden, und mich unterm Lesen vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerst zur englischen Sprache Muth gemacht hat.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie sich befinden, und freue mich, so wie ich mich bey meiner andern

dern Freunde vollkommenen Gesundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank sind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — — Es ist traurig für seine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt sehr lebhaft bey der Krankheit unsrer lieben Madam D** empfunden; denn niemals habe ich gewußt, daß so viel Ursache zu fürchten war als da.

Es sind heute sechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale sah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich gesund und froh, und das erstemal, als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir seinen Tod. Es thut nichts, daß sein Name unbekannt, sein Leben kurz war; daß die Welt ihn nicht kannte, nur wenige seinen Werth wissen, und Niemand von ihm spricht — Von seinem Andenken inspirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit in den Innhalt eines Briefes an Sie mische. Dieß sey eine Ehrenbezeugung, die ich seinem Andenken erweise, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber streut! Es ist keine fremde Materie, ob er selbst gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling

As truth sincere, as weeping friendship kind.

und ein Freund — — theuerster Herr Professor, ein solcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den

Jahren

Jahren des Jünglings, ehe noch ernsthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen, und Empfindung von Krankheit, und die der Krankheit beschwerlichen Geschäffte, die zärtlichern und angenehmern Eindrücke schwächten, Ihren jungen Freunden gewesen sind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einst nach diesem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen, und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das heilige Bündniß, das solche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngste Fräulein S - - in L - - nicht? Sie ist eine Freundinn, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet: so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, muß ich Ihnen auch noch ein Wort von meiner K - - - sagen; —— —— —— —— ——
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Indessen bin ich doch von ihrer Liebe und Freund-

schaft so vollkommen überzeugt, als ich Sie, bester Herr Professor, zu überzeugen wünsche, daß ich, so lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigsten Herzen zu seyn ꝛc.

Dresden, den 18. Sept.
1765.

CLXIII.

Liebste Mademoisell,

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Aeltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn X.. kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten, die das gute Fräulein S.. noch vermehrt hat. Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäffte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium

gium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Frau Mutter es billiget, und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau D-- ist Ihre sehr große Freundinn, davon bin ich ein Zeuge; so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in B-; bey dem Grafen B- gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung, haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle, und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig,
den 22. September
1765. G.

CLXIV.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Schon wieder eine freye Stunde, werden Sie sagen. Ja, liebster Herr Professor, und ich habe deren schon verschiedene ungern vorbeystreichen lassen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich

mehr über die Menge meiner freyen Stunden, oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correspondenten erschrecken. Wenn ich meine Correspondenten zähle, so dächte man doch, ich müßte sehr viel schreiben — Der Herr Professor Gellert; der Herr Oberpostcommissar, schreibt, glaube ich, nicht mehr; der Doktor S**, schreibt, denke ich, auch nicht mehr, oder doch selten — meine K*** in C**, das Fräulein Sch**; schreiben nicht oft — die Madam D** schreibt sonst auch selten, will aber nun öfter schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch die gute Madam D**, bester Herr Professor! — Herr X** etwan alle Monate; der Herr von Ch*** des Jahres zwey bis dreymal, Englisch; der kleine Däne S*** allemal zum Neuen Jahre; Eine gewisse Fräulein von A*** in G** schreibt ziemlich oft wegen einer Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat, und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zween Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein A***, und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenzen gleich eintheile, so kann unmöglich auf eine jede

Woche

Woche ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey, und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft. Ich bin alle Abende zu Hause, ich müßte denn einmal bey Herr Z** seyn, und habe überhaupt wenig Bekanntschaft, und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken, und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gern gefallen, daß die liebe Madam D** selten schrieb, und auch, wenn sie einmal schrieb, den halben Brief diktirte, und durch Herrn X** schreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man sich verheirathet, allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen ange-

nehmtn Gesellschafter findet, soll nicht wünschen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäffte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäffte ist, damit der Mann so wenig als möglich, die mit Arbeit und Sorgen beschäfftigte Haushälterinn in ihr erblicken; sondern, so viel als möglich, die heitere gefällige Freundinn in ihr finden möge, die bereit ist, mit einem freyen Gemüthe an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig, die Wolke zu zertheilen, die sich etwan darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja, solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert — — —

digt werden? — Ich glaube in der That nicht, daß meine Begriffe romanhaft sind, und doch weis ich nicht gewiß, ob ich ganz so denke wie ich soll. Wenn die Frau von Beaumont ohne Ausnahme Recht hat; so habe ich wohl Unrecht. Wenn aber der Ehestand, so wie alle Stände dieses Lebens, seinen Frieden und seine Last hat; wenn es öfter geschieht, daß der erste ganz vermißt wird, und nur eine erkaufte und durch fromme Besiegung des Verdrusses erstrittene Zufriedenheit zu erlangen ist; hingegen die andere niemals ganz wegbleibt, und sich unvermeidlich auch in die vergnügteste Ehe eindränget: so denke ich, diejenige Person handelt unvorsichtig, unverantwortlich gegen sich selbst, und mit einem verwegenen Vertrauen auf ihre eigenen Kräfte, die, (es wäre denn aus dringenden Ursachen, und um sich von einem noch traurigern Schicksale zu befreyen,) sich ohne einige, wenigstens dem Scheine nach, zuverlässige Aussicht von Vergnügen, gewissen und unvermeidlichen Beschwerlichkeiten, auszusetzen wagt.

Ich habe heute auch an meine liebe Frau D.. geschrieben. X.. kam gestern von Leipzig hier an, und brachte mir einen Brief von ihr. Einen so zärtlichen, so rührenden Brief — und doch nicht ein Wort von ihrem schmerzlichen Verluste. Gestern

Abends beantwortete ich ihn schon, und heute, als Herr X** fort war, wandte ich den übrigen Vormittag an, diese Antwort zu schließen, und an Sie zu schreiben. Leben Sie recht wohl, bester und gütigster Freund! Wenn ich auch unter allen den würdigen Personen, deren Freund Sie sich nennen, am wenigsten in Betrachtung zu ziehen bin: so stellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundschaft am lebhaftesten gerührt sind, und den ganzen Werth derselben empfinden.

Dresden, den 12. Oct. 1765.

CLXV.

Mein bester theuerster Herr Professor,

Ich habe die Frau Gräfinn V**, die ich, wie Sie wissen, aufrichtig verehre und liebe, nebst ihrer Fräulein und ihrem Sohne gesehen. Hernach besuchte ich mit meiner Schwester unsere gute Freundinn, die Madam H**, und nun, um den Tag vergnügt zu beschließen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbesuch. Fürchten Sie nichts, er soll nicht lange dauren, ich will auch meine D** noch spre-

sprechen, und auch dem D. S-- noch wegen seiner Mutter condoliren; das aber mag bleiben bis auf die Nacht.

Sie werden wohl denken, und es kann fast nicht anders seyn, daß ich ein sehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Besuche gebe und Briefe schreibe. Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich itzt Zeit erspare. Ich habe itzt fast gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eigenen Erstaunen fleißig. Niemand scheint zu denken, daß ich es bin, als bis ich es erzähle; und es ist doch so was verdrießliches, von seinen eigenen Verdiensten zu reden. Davon zu schreiben, ist noch leichter. Mir wird es wenigstens gar nicht schwer.

So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, so glaube ich doch, daß ich es noch mehr seyn könnte. Ich habe mir also vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will versuchen früher aufzustehen, und so wenig Zeit zu vertändeln, als nur möglich ist. Warum das? — O lieber Herr Professor, darunter steckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Gesellschaften in unsere Kirchenlotterie legen, und bin noch überdieses in einer andern Lotterie, in der ich schon, (ich weis selbst nicht recht ob acht oder achtzehn Groschen) gewonnen habe. Nun denke ich, es

kann nicht fehlen, ich werde doch etwas gewinnen, wenigstens so viel, daß ich davon auf künftiges Frühjahr eine Reise nach Leipzig in Gesellschaft meiner Geschwister bestreiten kann; denn ich wünsche mir fast nichts so sehr, als Sie und meine Freundinn D-- in der Welt noch Einmal zu sehen und meine Schwester dabey zu haben. Der Bruder reist des Wohlstands wegen auch mit. Und eben darum will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreisen werde, einbringe. Wenn nur erst der Punkt wegen der Lotterie richtig ist; — — itzt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftschlösser zu bauen, nicht so schlecht ist, als man denkt; — — alsdann werde ich noch meine Geschicklichkeit anwenden müssen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfene Vernunft dem Projekte dieser Reise entgegen setzt. Er läuft, kurz gefaßt, darauf hinaus, daß uns die Leute eine solche Reise übel auslegen könnten. Es wäre höchst überflüßig, mir itzt den Kopf darüber zu zerbrechen. Diese Schwierigkeit möchte ich überhaupt am liebsten erst auf der Reise in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß ich mich so recht in die Welt schicke wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen; und sie

wird

wird einem unter den Menschen bis zum Eckel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken, und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegen ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einigermaßen gefährlich seyn, diese Betrachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt, gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß bessere Menschen seyn werden, die besser, und so wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schliessen, hat vielleicht schon verschiedene mal einen schädlichen Einfluß, wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt.

Ob Jemand schlimm von mir denkt, weis ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren, und gebe

mir

mir auch keine Mühe es auszuforschen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wissen, daß Sie, theuerster Herr Professor, und noch einige sehr gute Menschen gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtschaffenen Herrn von D - -, der mir beym letzten Abschiede aufs ganze Leben tausend Gutes gewünscht hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünstige Wünsche wird sein redliches Herz für Sie gethan haben, als er Sie verließ — — Ich bitte Gott, dem Besten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieser Welt, und in Zeit und Ewigkeit, alles das Gute wiederfahren zu lassen, welches so viele fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überschwengliche Güter, über alles, was wir bitten und verstehen, für diejenigen, so ihn aufrichtig lieben — O wie glücklich wird er Sie machen! — — Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung, mit unaufhörlicher Ergebenheit ꝛc.

Dresden, den 30. Dec.
1765.

CLXVI.

CLXVI.

Liebster Herr Professor,

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Es wird mir allemal nützlich und angenehm seyn. Sollte sich Gelegenheit zeigen, daß mein Wunsch, Sie in dieser Welt noch einmal zu sehen, sich in Erfüllung bringen ließe: so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen. Und wird mir derselbe noch lange verzögert, oder wohl gar vereitelt; so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb im Besitze desjenigen Guten, welches uns unsere Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen, und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür, so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren, und über verunglückte Projekte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen

in

in der Ausführung so schwer als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen, und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen, und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollen. Wir blieben endlich bey der Betschwester stehen; aber auch da ereignen sich die Schwierigkeiten, und weder die Betschwester, noch sonst ein Stück, wird aufgeführet werden. Herr X.. hat mir einmal gesagt: Sie wären der Meynung, daß die Betschwester nicht mehr sollte gespielet werden. Ich habe sie nie gesehen. Ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt, und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, da es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen, und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken, oder zu empfinden.

Was mir an den Schauspielen gefällt, die itzt hier am meisten von den französischen Komödian-

ten

ten aufgeführet werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften, und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten, und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That, hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde lang zu hören, so weis man genug. —

Meine Freundinn K*** hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst. Sie mag in dieser Tugend wohl viel stärker seyn als ich — — — Wer kann sich helfen? Sie haben dennoch Geduld mit mir; das weis ich, und bitte auch darum. Denn die Freyheit, Ihnen zu schreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen; und meinem Vergnügen sind Sie nicht zuwider; dazu sind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Dresden, den 20. Jan. 1766.

CLXVII.

CLXVII.

Liebster Herr Professor,

Sie haben mich mit Ihrer moralischen Vorlesung durch Herrn W-- beschenkt. Sie wissen, ob mir alles theuer ist und seyn muß, was mir von Ihnen kömmt. — In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nämliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe an Sie auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzgen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eigenen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber es ist hier noch so viel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben, noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünsche ohnedieß Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren. ——

So viel ist gewiß; junge Kinder, die von ihren Aeltern verkehrt erzogen werden, oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebietrischen Wiederspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eignes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet, und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterinn sagen kann, welche der Ernst des Alters, und die Gewalt und Gewohnheit zu befehlen nnd zu bestrafen, schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich Eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen, nnd auf eine unschuldige Art ruhig und vergnügt seyn darf? —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— ——

Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig, noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delikat, und zugleich so simpel ist, als die Ihrige.

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weis ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunstalte; sondern vielmehr dasjenige thun und

bleiben

bleiben möge, was er will, daß ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher, heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen, und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünschet habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm errettet kann.

Aber bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor; das maaße ich mir nicht an, und das werden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost, oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davon tragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechslung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz

oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, der Thorheit und Gedankenlosigkeit so leicht begegnet, und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall, oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen, und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Krieges, auf gewisse Weise; der Kummer anderer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir lieb und nahe waren, noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst, und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Jonas Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt; aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht!

Dieses

Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude, und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher als ich sonst war. Meine ehmalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverläßigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unsterbliche Seelen sich durch sterbliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen! Alles Endliche ist Nichts gegen das, was nie ein Ende nimmt.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit mit der Ewigkeit, die heilige Flam-

me der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist eine solche Dauer versagt, weil sie den Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet. Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmet sind, unsern gegenwärtigen und künftigen, Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärtlichste verbinden. Sie sind nicht verloren; und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gebührenden Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Trost, welch eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir sie wieder finden, und ihrer ungestört genießen sollen —

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun? ꝛc.

Dresden,
den 15. März
1766.

Erlauben Sie, mir theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigner Hand für das unerwartete und so sehr schätzbare Geschenk danke, das Sie mir

mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient, und womit kann ich die dankbaren Empfindungen ausdrücken, die sie in mir erregt hat? ꝛc.

CLXVIII.

Liebster Herr Professor.

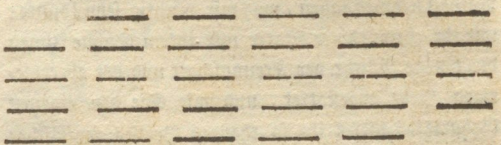
Hier sitze ich bey einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Meye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will; bedaure, daß es schon um eilf Uhr, und also auf diesen Abend zu spät ist; denke, daß ich nichts weiter thun, als Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünschen kann; und, ohne es fast selbst zu merken, ergreife ich die Feder, und schreibe: Liebster Herr Professor — — und weil ich in gewissen Fällen nicht viel Herrschaft über mich habe, so kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzufahren, und alle die Empfindungen schon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird es sich ihnen überlassen!

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abschied nehmen wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne

eilfertig abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie itzt zum letztenmal gesehen hatte, und nun nicht mehr sehen sollte —— —— Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten segnen; für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beysammen waren, sagte, daß Sie uns liebten und segneten; ich werde sie auf Ihrem Bilde aufsuchen, und wenn ich sie nicht darauf finde, wird meine Einbildung sie ihm zu geben wissen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthusiasmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügtesten Stunden verliere, noch immer sehe und höre? — — — Und meine D**! die wird mich spät verlassen: sie wird mich bitten bey ihr zu bleiben, nnd ich werde nicht können. Man wird mir sagen, daß ich hier in Dresden schlafen muß; (denn wenn ich manchmal zu lange sitze, und lese oder schreibe, kömmt meine Mutter, und heißt mich zu Bette gehen und das Licht wegthun) —— Glückliche erwünschte Tage! Noch immer in der Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn sie niemals wieder kämen! —— Meine D** ——: Sie wissen, wie sehr Sie Freundinn seyn kann; und so sehr als sie es nur seyn kann, ist sie es für mich: und ich bin sie Ihnen schuldig — Muß ich mich nicht freuen,

sie

sie gefunden zu haben, und sie schon ein Jahr lang zu besitzen?



Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung

Dresden, den 17. May 1766.

Ihre ꝛc. ꝛc.

CLXIX.

Theuerster Freund,

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Briefchen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl; daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt verlor ich nichts bey diesem Verzuge. Der vierte Julius ist dennoch mein Festtag gewesen; und obgleich die Post meine Wünsche für Ihr theures Leben nicht empfangen: so hat sie doch gewiß der Himmel mit

Wohlgefallen gehöret und angenommen. Meine liebe D.. hat mich auch so freundschaftlich an allem Antheil nehmen lassen, was mir wichtig seyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die süßeste Pflicht der Freundschaft und der ehrerbietigen Liebe abgestattet, und wie Sie den eigenen Geburtstag dieses ihr so theuren Greises feyerlicher haben machen helfen —— Sehen Sie, so hat mein Herz sich immer mit Ihnen beschäftiget, und mit dem glücklichen, glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß diese mir eine beständige Freude bleiben mögen, wünschen Sie? — O gewiß! das bleiben sie! Bald — so angenehm träumten es Herr X.. und ich; bald hätte sich diese Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe D.. hatte ein kleines wahrscheinliches Projekt gemacht, mit ihrem Sohne Herrn.. nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden sich wohl einige Bedenklichkeiten, und die sehr schleunige Abreise des Herrn.., die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes, und die erwartete Ankunft ihres Vaters, und ihrer Schwester zerstörten es ganz. Es mag ihr wohl etwas gekostet haben. Mir kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in unsre schönsten Gegenden spazieren. Alles umsonst! — Gut! Bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingstfest,

fest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß; ich habe den Kayser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch wie ein andrer, aber er hat das Gesicht eines guten Menschen, und nach dem Verhältnisse, in welchem er, als Kayser, mit unserm deutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gesehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen, ihn gesehen zu haben? Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah, werde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speiste der Kayser? Ich glaube es nicht; aber das weis ich, daß ich eine gewisse Treppe, wo ich Jemanden zuerst die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewisse Lektüre, und noch viel andre kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals vergessen, und oft mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde.

Meine liebe Freundinn in E.. werde ich wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens in diesem Jahre nicht, und meine D.. wird auch mich nicht besuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt. Der rechtschaffene, schätzbare Herr.., der uns itzt zugleich anstatt der Frau D.. und ihres

Sohnes

Sohnes ist, und den der freundschaftliche X.. bey uns eingeführet hat, ist unser Freund, unser wahrer zärtlicher Freund für unser ganzes Haus geworden. Eine neue glückliche Folge von der zuversichtlichen Willigkeit, mit der ich dem starken Triebe, den ersten Brief an Sie zu schreiben, zu folgen wagte. Freuen Sie sich mit mir darüber! Sie, dessen liebreiches Herz so gern an den Freuden andrer guten Menschen Theil nimmt. O wie glücklich sind Sie für Ihre damalige gütige Nachsicht gegen mich belohnt worden! Ihr allein habe ich alle die besten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. Und Gott weis, ob ich nicht einige davon sehr nöthig hatte, und ob mein Herz nicht so müßig, so freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund suchte — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weis es so genau nicht; ich wußte es damals selbst nicht: aber das weis ich, daß ich mit den frohesten angenehmsten Empfindungen an Sie schrieb, und das auf geraume Zeit die ersten dauerhaften in dieser Art waren. Meine D.. und ihr Sohn und Herr X.. haben mir oft gesagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache — Sie, theuerster bester Freund, haben mir seit dem Anfange unsers Briefwechsels viele, sehr viele glückliche Tage

gemacht

gemacht. Ich wiederhole es immer, (es ist einer von meinen liebsten Gedanken) daß ich alles, oder doch das meiste, was meinem Herzen erwünscht und glücklich ist, darauf zurückleiten kann.

Hat denn meine K**, itzt G**, Ihnen geschrieben? — Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines Glückwünschungsbriefs, Aber ich bin nicht unruhig darüber, ich schließe vielmehr daraus, daß sie froh und glücklich ist. Hätte sie zu Hause nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug: so würde sie vielleicht welche bey mir suchen.

Liebster Herr Professor, ich denke nichts nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieser Stand vielleicht eine Pflicht wird, so bald man sich mit Klugheit in denselben begeben kann. Ich denke noch mehr, ich denke, daß es meinen Aeltern eine Freude seyn würde, mich glücklich verheirathet zu sehen, und daß ich wohl verbunden seyn könnte, ihnen diese Freude zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie also ja nicht, wenn ich etwan unverheirathet bleiben sollte, daß es aus Vorurtheilen, oder aus Eigensinne geschieht. — — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Der

Der Ehestand muß doch nicht für alle Leute seyn: warum hätten sonst so viel gute Leute, von denen man denken sollte, sie wären recht geschickt eine Familie glücklich zu machen: warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. B. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieses erklären; ich sage nur, daß man gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen, das gestehe ich gern, spricht meine Vernunft mehr für die Ehe als meine Neigung. —— —— —— —— —— —— Zuweilen habe ich, ohne im geringsten finster oder traurig zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen: so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und mir einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschliessungen zu leiten.

Ich werde und kann niemals aufhören zu seyn ꝛc.

Dresden, den 22. Jul. 1766.

CLXX.

CLXX.

Liebste Mademoisell,

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden, und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. — Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn habe halten müssen; dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und mit den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Portrait und eine Schreibtafel gegeben hat; dieses werden Sie wohl noch nicht wissen, oder doch gerne von mir selbst hören wollen. Das Geschenke an sich, und wenn es ein Rittergüth wäre, würde mich wenig rühren; desto mehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen, und also unser Vaterland in ihm von neuem beglücken wolle!

Freuen

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht, und leben Sie wohl, liebe Freundinn.

Leipzig,
den 23. Oct.
1767. G.

CLXXI.

Bester Herr Professor,

Vorige Woche setzte ich mich an einem sehr stürmischen Nachmittage, aber in einer desto ruhigern Gemüthsverfassung hin, einen Brief an Sie zu schreiben; und schrieb Ihnen sehr viel von dem äußerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einsamen Spaziergange, den ich früh mit meiner Schwester gemacht, und der mich, wie ich glaubte, ungemein aufgeheitert hatte, und noch von verschiedenem Guten, das mir wiederfahren war, und davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mutter zu lesen, und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder; und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich

lich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigene Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe sitze ich nun nicht weit von Mitternacht und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemerer Zeit mit so viel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich itzt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind, und ein Herz besitzen, das sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freuet.

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe, und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie außer dem Bette, mit einem ziemlich

muntern Ansehen, voll Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch, und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau von--, und fand auch sie gesund, und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr. Sie schien gern mit mir zu reden; ich war auch recht gern bey ihr; und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüßig, und für mich gehört er unter die liebsten Spatziergänge.

An eben diesem Montage —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— ——

Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweist, und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießen, gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlimmer, und

und wird schwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich, oder unser Haus, aber doch Personen angehen, die ich lange kenne, und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich; es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elende bluten. — Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang Eines Strafbaren hineingezogen! — Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe, und werde nicht, vermittelst ihrer schwersten Leiden, etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen: dann schäme ich mich des zu weichen Jammers, und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eigenen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson vom niedrigen Stande, die sonst bey meiner seligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue

und Geduld gedient hat. Nachher heirathete sie, und riß durch ihren Fleiß und gute Haushaltung, und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leinweber, mit drey unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch drey oder vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwies sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarinn, die noch ärmer geworden war als sie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehen Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art sehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam diese gute Frau von einem

einem plötzlichen Schrecken die sogenannte weiße Rose an der Brust. Durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrscheinlicher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit ihr Ersparstes zuzusetzen, und mischte nur wenige, sehr bescheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelassenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachsicht erwähnte sie, daß ihr Mann mit ihrem Zustande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er sie aus dieser Noth wieder erretten, und sie wieder segnen könne, wie er doch schon sonst gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete sie von den Diensten, die ihr itzt ein junges Mädchen leistete, deren Mutter sie eben nach dem Brande Gutes erwiesen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr diese Guthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfin-

dungen rühmte sie die Liebe, die ihr ältester Stiefsohn, (sie ist eine der besten Mütter für ihre Stiefkinder) der itzt als Geselle beym Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweist. Sie ist sieben und dreyßig Jahr alt; macht sich keine Hofnung zur Genesung und zum Leben; und sieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten sie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, an welchem sonst ihr Herz hieng. Gott, so tröstete sie sich, werde schon vor ihr Kind sorgen. Sie wäre auch jung verwaist, und doch gut in der Welt fortgekommen. — Ist nicht ein solches Verhalten, und eine solche Gemüthsverfassung bey einem solchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da sie Ihnen ganz fremd ist. Aber alle gute und tugendhafte Menschen gehen einander an, haben Gemeinschaft unter einander, und gehören zusammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neanders Lieder sind mir sehr lieb, und mein ganzes Herz dankt Ihnen, theuerster Freund, für dieses liebreiche und schätzbare Geschenke. Sie gefallen mir sehr; sie haben die Simplicität, die herzliche

liche und fromme Sprache der wahren Andacht, und machen glücklichen Gebrauch von biblischen Sprüchen und Ausdrücken. — Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer Fühllosigkeit gegen Ihre Gütigkeit, oder einem kalt gewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer dahin, im beständigen Umgange mit Ihnen zu seyn, und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend, oder angenehm ist. Und oft dann, wann ich schon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Gemüthsart, des Interesse, der Beschäfftigungen, und werde auf Betrachtungen geführet, die mich zurückhalten, und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Absicht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichsten Willfährigkeit und Nachsicht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte. — — —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Leben Sie wohl! ꝛc.

Dresden, den 19 April
1768.

CLXXII.

Theuerster Herr Professor,

Diesen Morgen endigte ich einen Brief an meine Freundinn in C**; denn sie schrieb mir letzthin frohe Nachrichten, daß sie gesund und glücklich ist, und mich liebt. Hernach schrieb ich an meine D** und ihren Sohn, und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit meiner Mutter und Schwester auf vier Wochen ins Gieshübler Bad reise Itzt komme ich von der Frau Geheimderäthinn von **, die ich wohl und heiter gefunden habe. Nun kann ich nichts gleichgültiges thun. Ich überlese das gütige Briefchen, mit welchem Sie mich durch Herrn *** beschenkten. Die aufmunternde Versicherung, daß mein letzter Brief Sie angenehm unterhalten habe, steht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weis, daß Sie kränker sind als sonst, folglich auch mehr geschont werden müssen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreife und sammle, was meinen Wunsch, wieder an Sie zu schreiben, den ich mir so oft als eine Unbescheidenheit vorwerfe, bey mir selbst entschuldi-

gen

gen kann. Ich mache mich oft vorsetzlich und mit Mühe gegen alles blind, was mich zurück halten sollte, nur damit ich dem süßen Vergnügen, mich zuweilen schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, und mir es dadurch sinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaaßen angehöre, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entsagen dürfe. Eins bitte ich Sie, daß Sie mir, so lange Ihre kränklichen Umstände Ihnen das Schreiben beschwerlich machen, auf meine Briefe mit keiner Zeile antworten. Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie heilig und höchsttheuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundschaft ist, und, so lange ich lebe, bleiben wird. Es ist wahr, der Hoffnung, deren mehrere zu sammeln, würde ich nicht ohne viele Betrübniß entsagen. Die Ursache dazu ist mir weit trauriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide; dennoch bin ich bereit, so bald es Ihnen Beschwerde macht, diese Hoffnung ganz aufzugeben. Ich kann nicht wünschen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringsten leiden sollen. Ja, ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie schreiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vori-

gen Briefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So gern! so ruhig! — Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette gewesen; und so feyerlich und durchdringend der Anblick an sich selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen, und tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß weit weniger davon gesehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! wie los ihr Herz! Sie betete unablässig und mit Inbrunst, und freute sich sichtbar der Zukunft ihres Heilandes. Der Tod hatte keine Schrecken; sie und die umstehenden Freunde sahen und fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur: aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das JEsus Christus ans Licht gebracht hat. —

Die gute kranke Leineweberinn ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer,

zimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen, und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen so viel Glückliches begegnen, sie so viel Angenehmes empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeyertage erhielt ich, nach einem vortrefflichen Spatziergange mit meinem Vater und Geschwister, aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von D**, und mit demselben viele Freude für mein Herz. Diese, durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft, ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens, und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! — Vor kurzem habe ich noch eine Bekanntschaft gemacht, die ich wenigstens auf eine entferntere Art von dieser Ursache herzuleiten habe, und die mich dadurch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr *** davon

gesagt

gesagt hat; allein ich wünsche Ihnen selbst die kleine Geschichte dieses mir lieben Besuches zu erzählen. ——

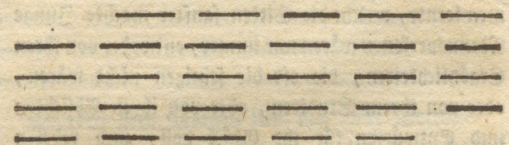
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ———

An eben dem Morgen ließ sich Herr Doctor-- bey mir melden. Meine Schwester und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von seiner Verwandtinn; sagte, daß er mich durch meine Briefe an dieselbe schon vor einigen Jahren kennen gelernet, und von der Zeit an den Vorsatz gefasset hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen; daß er sich über Ihre Freundschaft für mich eben so sehr, als über meine Freundschaft für die Mademoisell-- freute, und über den Auftrag dieser letztern an mich vergnügt wäre, weil er ihm einen geschickten Vorwand zu seinem Besuche gegeben, und die Freyheit desselben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns, und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor: aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünstelt, und ohne alles dasjenige, was die Franzosen Prätension nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von sich selbst sagte. Er gestund, daß er lieber mit Frauenzimmern als mit jungen Mannspersonen umgienge, weil

weil man sich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun, und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten sanfter machte. Junge Mannspersonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die seinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren, oder von ihren Absichten und Entwürfen für ihr Glück voll, und redeten davon, welches für ihn, in der Stunde des Umgangs, in der er sich erholen und vergnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meisten --ischen Frauenzimmer in Gesellschaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerstreuung hätte, und keine schwärmenden Lustbarkeiten, selbst das Theater nicht mehr so wie sonst liebte. Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spatziergang in einer angenehmen Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person — dieses sey hinreichend, ihm auf eine ganze Woche heiter, und gegen alle andere Zerstreuung gleichgültig zu machen. ꝛc.

— — — —

Vorwande Abscheid zu nehmen,) uns noch einmal zu sehen.



Es ist die höchste Zeit diesen Brief zu schließen. Ich will auch kein Wort hinzusetzen, als daß ich mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Gesundheit, und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin ꝛc.

Dresden,
den 11. Junius
1768.

CLXXIII.

Berggießhübel, den 3. Jul. 1768.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Liebster Herr Professor,

Hier bin ich nun seit vierzehen Tagen mit ein paar geliebten Personen, meiner Mutter und meiner Schwester, im Bade, wie Sie vor vier und

fünf

fünf Jahren. Aber ich weis Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein dazu brauchte ich in der That eine poetische Feder, oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt, und zwischen Weiden und andern Sträuchern, ernstthaft murmelnde, oder spielend schwätzende Bäche schlängeln; unsre grasichten, oder bebüschten, oder besäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche; die natürlichbedeckten, schattenreiche Gänge und hohen Alleen, und die bäurischen Gärten, aus welchen, unter den nützlichen Gewächsen, sparsam, aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt; Heumäher; die Blumen auf den Hüten tragen, und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche, auf seiner Pfeife oder Flöte (wie man es nennen will,) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlicht, sein Stückchen spielt; dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus; und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn; und die Badegäste sind in geringer Anzahl; Leute, die ich wenig kenne, und —

Leute

Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt; einen Knaben von drey Jahren und etwas drüber, das sanfteste, liebenswürdigste, freundlichste Kind, das ich noch gesehen habe, das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nämlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so bilden helfe, als sein Körper regelmäßig, und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind; einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm gethan haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher gebohren, und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn, und viel Ueberwindung dazu gehören, (so habe ich heute gedacht) gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewisse unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsre Stube, weil mein Vater hübsche Kinder sehr gern sieht, (Er hat uns heute mit Bruder Carln ganz unvermuthet, überrascht, und ist nun, um sechs Uhr, schon wieder fort, der arme Papa! ——) Er nahm es auf seine Arme und küßte und klopfte es.

Wir

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Spinat und andere Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch; gehen sehr viel spatzieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäfften denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist, und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht auch an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenke dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? — Morgen, wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäffte seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage, und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebete, will ich mit Freuden in die verflossene Reihe von Jahren zurück sehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben Antheil an mir zu nehmen, und

dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde, und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die zukünftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollesten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie, erklären zu dürfen. —— Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzen Leben segnen! ꝛc.

CLXXIV.

Liebste Mademoisell,

Herr C---reist morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentinn mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen —— so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern an meine liebe-- schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundinn; sowohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte von Ihrem Aufenthalte daselbst, hat

hat mich sehr unterhalten; und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Innhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen itzt und nach mir so wohl gehen lassen, als zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Z. und sein Haus ergebenst.

Leipzig,
den 8. Aug.
1763. G.

CLXXV.

Dresden, Sonnabends Abends,
den 17. Sept. 1768.

Liebster, bester Freund,

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen; mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen — Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Itzt gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich

wollte Fritzchen aufsuchen, und ihr vorschlagen, eine Partie Piquet mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich; das schwache Licht, das nur das Tischchen vor mir erleuchtet, und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt; das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den größten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen, — (nur Sie fehlen, und noch zwo Personen,) — in welchem auch Ihr Bildniß hängt; endlich der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergesänge, die eben itzt vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden; alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weis auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich diesen Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. — — —

— — — — — —

— — — — —

Wenn

Wenn wir darauf achten; so finden wir, daß unser ganzes Leben, und alle zeitliche Freude desselben, in einem beständigen Untergange besteht. Selbst was wir die Fortdauer unsers Vergnügens nennen, ist der immerwährende Fortgang seiner Abnahme; jeder vorbeystreichende frohe Augenblick begräbt seine eigenthümliche Freude, und verringert die Zahl derer, die uns vorgezählt sind. — Auch ich hatte Freude, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als viele. Meine geliebten Aeltern; den theuren Freund, an den ich schreibe; mein Geschwister; und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr C... machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns, und wird herzlich von uns allen geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt; und zwar brachte er ihn mit einer so guten Art, daß ich wohl wünschte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch Ihnen mit so guter Art

überreichet hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir zu geschwind. Größtentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu; und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit solche dieß in seiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, bester Herr Professor, können es vielleicht vom Herrn Oberpostcommissar erfahren haben, wie unsers X.. s Anschläge für seine künftige Versorgung auf eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigte mich eben damals ein wenig seinetwegen. Nun hat es sich aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch am Ende allemal zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern X.. auf acht Tage hieher geführt; und darüber; ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie itzt bey X.. s Besuch geworden. Und in der That, liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen bey uns manchmal gefallen haben, zumal wenn eines von uns Ihr Sohn, oder Ihre Tochter gewesen wäre.

wäre. Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen Geschwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wenn wir uns in die ersten Zeiten unserer Bekanntschaft zurücksetzten. —— ——

——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ———
——— ——— ——— ——— ———

Solche Zurückerinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bringen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens zurück. Denn unsere pflichtmäßigen und tugendhaften Zuneigungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unserm Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und festes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens und des Glücks; die Sitten; der Umgang; die Beschäftigungen und die Lebensart alles ändert oft ab, und verschwindet, von neuern Dingen dieser Art verdrängt, wie ein Traum dem Gedächtnisse. Allein das Verhältniß, in welches Gott uns mit ihm selbst zu setzen uns gewürdigt hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleichen Bestimmung verknüpft machen ein ununterbrochenes Ganzes aus, das stets durch alle abwechselnde Scenen des Lebens dasselbe bleibt,

und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute besser schreiben als jemals, wenn ich nur nicht sonst so viel zu thun hätte. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön, daß meine Mutter, die sich sonst nicht leicht zum Spatzierengehen entschließt, mit Fritzchen spatzieren gegangen ist. — Bey mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein; aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, Theuerster Freund? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden die Herren ==- und X-- nach Leipzig kommen, und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mithringen, ꝛc.

CLXXVI.

Liebster Herr Professor,

Gute Freunde sind immer gewohnt Feyertags zusammen zu kommen, und das ist keine üble Gewohnheit. In der Kindheit schon werden uns die

die Feyertage so lieb, weil man da spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spatzieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlassen, der es, wenn diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich, in reifern Jahren, die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen, und jeden einzelnen Menschen von der ersten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glückselig zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinen Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Menschenliebe Gottes, mit dem aus unsrer Kindheit zurück gebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und der Entfernung von zerstreuenden und ermüdenden Geschäfften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter; unsern Verstand freyer; und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter. Aus diesem Grunde erkläre ich es mir, daß an solchen Tagen Bekannte und Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey,

wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. — Nun! bald werde ich ein Traktätlein über die Feyertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weitschweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern ***, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend,) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundinn, meine G**, bey Ihnen. Ich meyne ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn C*** zugeschickt habe, mit der Bitte, Ihnen denselben mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden, und zu Gott für sie gebetet haben. Es müßte ihr in ihrem itzigen Zustande eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruches und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung, und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — Fromm und gut, und meine Freundinn, meine wahre Freundinn, und Ihr Geschenk,

bester

bester Herr Professor! Nächst Ihrer eigenen Gewogenheit, das theuerste und liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat, und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank, oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen, und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit. Die Mühe, die ich anwandte, um aufgeräumt zu seyn, wie sonst, und die ich doch größtentheils vergeblich anwandte, vermehrte das Uebel, und machte mich traurig und unzufrieden, und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn so bald die Witterung sanft ward, und ich wieder anfieng auszugehen, empfieng ich gleichsam ein neues Leben; und etliche wenige Mittel und Diätregeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswö-

chent-

chentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst, und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spatzieren gewesen, und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. — Möchte die gute G** zum Troste ihres Mannes und ihrer Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vorm Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ich es geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden seyn sollte. — Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit, und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle: so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder du?

Itzt

Itzt, am Schlusse des Jahres, will ich auch die geliebte Freundinn diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr Herr, dem ich Dich befehle
Der segne und behüte Dich!

ꝛc. ꝛc.

CLXXVII.

Theuerster Herr Professor,

Sie haben mir statt einer Antwort ein Geschenk gesandt, das mir schon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine sehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindesten Schein von unbescheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu schreiben. Eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner

meiner liebsten Ergötzungen setze, und die ich schon einigemal als eine reichliche Ersetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit Ungeduld wünschte, und nicht haben konnte, genossen habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht stünde, mir meinen besten und würdigsten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten, und den Eindruck seiner Güte für mich, und die Vorstellung seines Werthes in mir lebhaft zu erneuern: so gab ich gern alle meine kleinen Wünsche und Absichten auf, und mein Gemüth befand sich gleich in dem sanften ruhigen Zustande, in welchem es nach nichts verlangt, und überzeugt ist, daß es itzt alles das besitzt, was es braucht, umzufrieden zu seyn. —

Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte; ich wollte Ihnen für ein Geschenk danken, das mir um der angezeigten Ursache willen schon lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen hohen Werth für mich hat. Jedes andre Geschenk hätte mir den Vortheil verschafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abstatten zu dürfen; jedes andre Geschenk aber wäre nicht so unmittelbar ein Geschenk von Ihnen gewesen, und hätte nicht so wie dieses das Gepräg Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart, und Ihres Urtheils an sich getragen. Heu-

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß diese Lektüre, so wie viel andere fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder lesen, dann leichtsinnig vergessen, nicht mich richten, und einst mein Gewissen schrecken möge! Auf der 13. Seite traf und rührte mich die Stelle, die sich anfängt: „Ein Mensch, der in den Augen„blicken der Andacht, Gott in aller seiner Größe, „und sich in aller seiner Niedrigkeit erblickt ꝛc.“ — Ich will Ihnen meinen Fehler bekennen, liebster Herr Professor. Ich habe zuweilen einige Personen um mich haben müssen, die keine von den Hochachtung-erwerbenden, und empfehlenden Eigenschaften besitzen. Oft ist der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir so stark geworden, daß ich gegen sie mürrisch und unfreundlich war, und es weder mir selbst noch Andern zu verbergen suchte, daß ich sie gering schätzte. Ich gab mir wohl verschiedene Verweise darüber, besserte oft an meiner Aufführung gegen sie, predigte auch wohl Andern Nachsicht und Ertragsamkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich selbst. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tiefer als sonst gefühlt, und mich darüber mehr geschämt, und mit Gott den Entschluß gefaßt, mir keine Nachläßigkeit oder Geringachtung gegen sie zu erlauben, und nicht mehr zu predigen, son-

sondern lieber selbst ein Beyspiel der Sanftmuth und Bescheidenheit, des Mitleidens und der Dienstfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in diesem Stücke gegen diese Personen und auch gegen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden; so möge Gott Sie auch, in Absicht auf mich, für diese gute fromme Schrift segnen, und selbige noch vielen, vielen Nutzen, Ihrer heiligen Absicht nach, schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens, und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theile aus Hochachtung, Dankbarkeit und Empfindsamkeit der Herzen, aus diesen liebevollen Gesinnungen Ihrer Nebengeschöpfe flößen, die sie unmöglich gering achten, die sie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und schätzen kann.

Wie mögen Sie sich doch befinden? Sie werden wohl von der Anwesenheit des Hofs, und bey Gelegenheit der Messe wieder einige Unruhe haben. Gott

gebe

gebe nur, daß sie Ihrer Gesundheit nicht schade! Gestern wünschte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Personen nach Ihrem Sinne, den Frühling genießen möchten. Ich bin schon verschiedenemal spatzieren gewesen: aber noch niemals habe ich einen so sanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem gestrigen Spatziergange. Ich gieng mit Fritzchen allein gegen vier Uhr in der Gräfinn Moßchinska Garten. Etliche unbekannte Menschen waren hier, die uns nichts angiengen, und uns nicht störten; eben genug um zu verhindern, daß man sich in einem so weitläufigen Garten nicht zu einsam fand. Eine starke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge des Gartens, suchten allenthalben junge Veilchen, und machten daraus kleine Sträußer, für die Mama einen, und einen für Herrn ---, der am Morgen nach Leipzig abgereiset war. ——

Vom Gehen und Bücken müde, setzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landschaft umher und einige Dörfer übersahen. Es war außerordentlich schön; die Luft so sanftschmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendste Grün über die Felder gebreitet, und einzelne Menschen, und zerstreuete kleine Gesellschaften, die mit einem stillen sonntäglichen Anstande durch dieselben

spatzierten — der frohe Gesang der Lerche über ihnen, und auf der andern Seite das Geschwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens, und außer diesen die ruhigste Stille, ganz feyerlich, bis zu der angenehmsten Melancholie, und doch nicht zu ernsthaft oder traurig —— und dann unsre kleinen vertraulichen Gespräche und süßen Träumereyen von der Zukunft, mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — alles rührte mich angenehm, und ich hatte eine der glücklichsten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und stille moralische Freude; um einen einzigen Grad erhöhet, wird sie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für seine Wohlthaten. Mir fiel die schöne Stelle aus Youngs zweytem Briefe über die Wollust im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein „Garten hat von je her das Lob und die Zuneigung „des Weisen gehabt ꝛc.“ —— und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, stilles unschuldiges Vergnügen bessert das Herz, und macht seine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher. —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— —— —— ——

—— —— —— ——

Dresden, den 17. April

1769. ꝛc. ꝛc.

Den 21. April.

Dieser Brief ist alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzusetzen wollen; doch ist er schon so lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zusiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unserer Mitgeschöpfe mehr, mehr zu empfinden, ist eine der besten und angenehmsten Empfindungen: und angenehme Empfindungen, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, sind ein sehr beträchtlicher Zuwachs für unsre innerliche Glückseligkeit; und unsre innerliche Glückseligkeit ist immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünschen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge, blühende und aufrichtig geliebte Freundinn verloren. Doch will ich diese Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Gesichtspunkte des Verlustes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich nun mit aller vorigen zärtlichen Liebe für sie, und mit allen süßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde, und aus diesen Quellen tausend beglückende Vorstellungen unterhalte. Eigentlich habe ich also nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen gleich sagen.

Die verstorbene junge Freundin hatte noch eine jüngere Schwester, die ich gern leiden konnte, aber noch nicht liebte. In der That besaß die älteste gewisse einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngste war selbst tödtlich krank gewesen, und nur eben erst außer Gefahr, als jene starb. Wir besuchten sie bald nachher, fanden sie mehr krank, als auf dem Wege besser zu werden, ganz niedergeschlagen von dem Streiche, der ihre Schwester getödtet hatte; und es schien ihr, sowohl zu einer heftigen lauten Betrübniß, als zu der geringsten Bemühung, sich selbst aufzurichten, an Kräften zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schwester; ihr Kopf und ihr Herz waren so davon eingenommen, daß sie nichts anders dachte, von nichts anderm redte, alle, auch die kleinsten Umstände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte, und eine Art von schmerzhafter Wollust darinnen fand, sie von derjenigen Seite zu betrachten, die die allerrührendste war, und ihr den meisten Anlaß, sich zu betrüben, gab. Ich hörte ihr mit einem süßen Schmerze zu, und von dem Tage an liebte ich sie. Ich erfuhr, daß heiße, zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigern Person für einen Gegenstand, der uns sehr werth ist, und ein mitleidenswürdiges Unglück, vielmehr zum Vortheil einer Person ausrich-

ten,

ten, und unsre Herzen derselben viel schneller zuwenden, als alle ihre eifrigen Bemühungen um unsre Freundschaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tieftraurende Mädchen das neue größere Unglück, seine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet sterben zu sehen. Durch diesen neuen Unfall ward sie mir noch interessanter; und so, wie er mir eine Gelegenheit war, sie öfter zu sehen, und sie in den ersten Regungen ihres Schmerzens, in welchen man so leicht die Aufmerksamkeit auf sich selbst verliert, zu beobachten, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu sehen, die lebhafteste, dankbarste und feinste Art von Zärtlichkeit für die Gegenstände ihrer Liebe darinnen zu entdecken, und sie, um der Gesinnungen und Eigenschaften willen, die ich an ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun stehen vier junge mutterlose Waisen unter ihrer Aufsicht und Pflege. Sie sieht den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein, und fühlt den sehr vernünftigen Kummer, ob sie auch das Vermögen haben werde, sie gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, welcher außer einem zwanzigjährigen Sohne, der in einer verwandten Familie lebt, sonst keine erwachsenen Kinder, und überall keine Tochter mehr,

und von siebenzehn Kindern nur noch sechs übrig hat, ist voll Sorgen, so viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Gesundheit aufs neue zerstören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlassen, und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt sie sonst mit einer Art von Leidenschaft liebt, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur so lange als er selbst in L** seyn, und sie hier der allertraurigsten Einsamkeit überlassen muß. Aber sie will nicht, weil sie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich selbst suchte sie zu bereden, und stellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches sie während der Krankheit aller dieser Kinder (denn sie waren alle sechse an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen könnte. — „Nein, sagte sie: das „kann ich nicht. Ich denke so: Wenn die Mama „mir noch hätte sagen können, was ich thun sollte: „so würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre „Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch „nicht verlassen.“ — Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen; wenn auch nicht so viel Ursachen des Mitleids mitgewirkt hätten. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Verordnun-

nungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so junger Mädchen von funfzehn bis sechszehn Jahren? — Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Freund, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wider etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen, und bin unvermerkt so weit geführet worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich Sie bitten, nicht unwillig zu seyn auf

Ihre ꝛc. ꝛc.

CLXXVIII.

Bester Herr Professor,

Heute las einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten, und nun solche täglich erwarteten. Itzt ist es länger, viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe; und vielleicht — je nun, vielleicht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig Meine letzte Nachricht ist von

Herrn C**, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr *** hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen; und als Sie Ihre Reise nach D*** und in Ihre Vaterstadt thaten, freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf Madam ** im Vorbeygehn gesagt hat. Seitdem schreib mir meine D**, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schreib.

Vielleicht vergütet mir meine D** die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an diesem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre Gesellschaft genossen haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle die, so ihm folgen werden! — Ich habe Hoffnung, unsern C***, und, wenigstens wünsche ichs, auch Frau D** diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; und ich habe sie fast alle auf gleiche Weise erlangt —.

langt. — Alle sind mir wie Einer, und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe gute Menschen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten D.. zu wünschen; um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen acht Uhr.

So viel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um sechs Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben; da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte, um mir einen Kupferstich, les Adieux de Calas à sa famille, zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen beobachten konnten, und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkommt — Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten in unsre zukünftigen Schicksale; oft mag es darüber ein wenig beunruhiget seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen

auf die Vorsehung, und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an, und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig „Jahren, wann wir dann, wie ich sicher hoffe, „recht überzeugte, recht bestätigte Freunde seyn „werden; dann werden wir uns wieder sagen kön„nen, wie es uns gegangen ist, und gewiß mit „Freude und Dank in die Tage unsrer Jugend zu„rücksehen. „—— Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor; waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich, wie itzt, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich so viel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er heißt H**, und hat vom sechzehenden Jahre an fünft halb Jahr in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer, und damals Ihr Zuhörer, und mit Ihrem Herrn Gödicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Prediger auf dem Lande, und

muß

muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie vielleicht ermüdet, und Ihnen doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen, und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäfftigen, beunruhigen, oder erfreuen: das würde für Sie sehr beschwerlich seyn. Was ich ihnen sagen wollte, besteht bloß in dem Einzigen, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe. Das erfreut mich immer, und ist keine Kleinigkeit, vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne, glückliche, Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt, oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen, und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben, und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen, und jede

schlech-

schlechtere unächtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben, und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um gut und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen gethan habe, und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht. Ich hatte lange in einem erbaulichen Buche, das ich sehr liebe, gelesen, und fieng von der Hitze und Stille an schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue; so dachte ich, du willst dich nicht zwingen fortzulesen. Ich stund auf, gieng in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fieng bey dem letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs: Uebergieb einen alten Freund nicht, denn du weißt nicht, ob du so viel am neuen kriegst. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir. O! dachte ich, sobald die

Rede

Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! —— —— Vor zwey Jahren sah ich Ihren Herrn Bruder zuletzt, und nicht recht sah ich ihn: nur eine kurze Visite des Ceremoniels! —— Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? —— Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt, (darum weis ich aber doch nicht, ob wir Recht haben,) daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist Die meisten Personen, die zu Ihnen kommen, (ich will aber ganz Fremde ausnehmen,) scheinen sich einigen Zwang anzuthun, mit Vorsatz ein gewisses, gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen, und sich selbst, und nicht weniger Sie, um einen Theil, oder wohl gar um alles Vergnügen Ihrer Besuche zu bringen: denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs noth-

nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigne Rechnung, denken vielleicht, Ihre kranke traurige Miene verscheuche Leben und Munterkeit aus den Gesichtern und Sitten der andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so natürlich und frey bey Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin; und das bloß durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich ein junger Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte; gewiß ich dächte, ich wollte mich ganz ungezwungen bey Ihnen betragen, und doch so, daß Sie mit mir zufrieden seyn sollten. Als ein Mädchen gienge das schon so gut nicht an, da wäre ich zu unwissend, um Sie oft, und auch abwechselnd und lebhaft genug zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird in

Ihrer

Dresden, den 20. Julius 1769. Dankbarsten und ergebensten ꝛc. ꝛc.

CLXXIX.

CLXXIX.

Liebste Mademoisell,

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie, und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes, und kränke mich, daß ich Ihnen so viel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundinn, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine dringende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen, und ahmen Sie es nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals; —— sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. —— Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Leipzig,
den 28. Sept.
1769. G.

CLXXX.

CLXXX.

Bester Herr Professor,

Ihren Brief vom 28. Sept. erhielt ich erst gestern, den 9. October, und viel, viel Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nicht gedacht; und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein! das thun Sie schon nicht Sie kennen die aufrichtige —— —— warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben könnten! — Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdaurenden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant, oder unterhaltend genug für Sie wäre; ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser

Unser C... hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben; und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden? Doch auch, wenn Sie diese Sprache nicht mit mir reden, auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nicht unruhig seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn C... könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefs, die mir darauf zu zielen schien; und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren.

Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind; sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemandem als Ihnen und meiner Freundinn in C.. erzähle ich so gern, was mir begegnet. —— ——

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wiederkommen, aber andere können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Itzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude; — ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge schmücken. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauren, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben, und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig pflegen und sammeln.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich über die Dinge dieses Lebens denke, und

und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war als dieß. Auf drey Theile Ruhe, und mehr, kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen; und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig alle verdrießliche Begebenheiten weit schwächer als die erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels, und der Schlaf, durchs ganze Leben, eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit Unabhängigkeit und Ruhe. Itzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystatt vor jedem traurigen Gedanken, vor jeder unruhigen Furcht oder Sehnsucht. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser, was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte: so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn; so wie, wenn alles, was ich in der Welt nur zu befürchten haben kann, geschehen sollte, oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja nicht einmal mir bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste

Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst,) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe; daß er doch nun in dieser Stunde eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe; und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährten des Elends und der Noth — Ruhe, und ein erquickender gesunder Schlaf, müsse diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens, Ihr Theil seyn!

Den 12. October.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß; unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrießliches begegnet. — — — —

— — — — —

— — — — —

Es giebt auf Erden nichts Traurigers, als Langeweile. Ich nenne Langeweile einen Mangel der Beschäfftigung für das Herz. Doch auch Mangel an Geschäfften, der sich aber selten findet, wenn man

man nur selbst thätig, lebhaft und geschäfftig ist, und noch mehr, das Unglück einer trägen Gemüthsart ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäfften, die ich immer abwechsle, daß ich keines müde werden kann. Täglich lese ich beym Arbeiten etwas für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an, Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eines oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. C*** ist der einzige von allen, mit dem sich nichts geändert hat. T** ist in die weite Welt, und man weis kaum, wie es ihm geht, und ob er noch an uns denkt. Meine G** in C** muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde, leben. Vom Fräulein Sch** in K** erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — — Ja freylich! die Blumen des Gartens verblühn; ein Geschlecht nach dem andern; und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß; das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund, zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens Ihrer

Dresden, den 12. Oct. 1769.

CLXXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihre Briefe, gute Mademoisell, sind mir zwar alle lieb; aber der letzte vom zwölften October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht bloß wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte, und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständen aus aller Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth bewundere ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. — — —

Der liebe ***, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wünschen, und segne mit denselben auch Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 16. Nov. 1769.

G.

CLXXXII.

Bonau, den 4. Sept. 1757.

Liebster **,

Länger kann ichs nicht ausstehen, ohne zu wissen, wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir L** von Ihnen gegeben hat, ist traurig; aber eben deswegen glaube ich sie nicht, oder mag sie doch nicht eher glauben, bis ich sie von Ihnen selbst erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz gesund seyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Nein, wenigstens nicht schlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieses ist ungefehr mein Zustand, und ich hoffe, es soll der Ihrige seyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünsche. Schreiben Sie mir also bald; denn mein Exilium

wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich seufze schon nach der Stadt, die ich vor sechs Wochen nicht ungern verließ. So widersprechend sind die Wünsche des Hypochondristen! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, sondern vielmehr ein unnützes Geschöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es seyn zu wollen; und lesen, denke ich, ist nicht viel besser als Müßiggang. Endlich wer kann lesen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falschen und wahren, erschrecket wird? Schreiben —— ja auch das darf man nicht, denn wer kann schreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, sive hoc muliebre vocari:
Confiteor misero molle cor esse mihi. *)

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenster

G.

*) Man mag es fromm, man mag es weibisch nennen; Bekenn ich doch, mein Herz sey weich.

CLXXXIII.

CLXXXIII.

An Ebendenselben.

Bonau, den 21. Sept. 1757.

Wenn der Mann dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, seine Beredsamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobspruch für dich; aber wenn du sein gutes Herz gebildet hättest, das wäre ein unendlich größrer. Er wünschet nicht ängstlich, gesund zu seyn, sondern nur die Krankheit mit einem christlichen Anstande und einem verständigen Muthe zu tragen. Bist du auch stets so gut gesinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch sehr verschämt; und sein Kummer ist nicht die Schwachheit seines Körpers, sondern die Mattigkeit des Geistes, den er immer zur Tugend der Gelassenheit angestrenget wissen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Geduld und des Muthes in seinen Zufällen stets lebhaft fühlen will; so ist es doch immer der Fehler eines sehr guten Herzens, mit dem er dich beschämet, indem er sich selber beschämen will. So ungefehr dachte ich, mein lieber - -, als ich Ihren lieben, guten

Brief las. Ich wünschte Ihnen Gesundheit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern itzt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wünschen? Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit so vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein eigenthümliches Glück, daß so viele rechtschaffne Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde sind; aber in gewissen Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte Demüthigung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorsaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten, lieber--, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft „fehlt mir zum Guten selbst der Wille!“

Für Ihre politischen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gelesen, als seit vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in die Schenke nach Meineweh zu gehn, und da zu warten, bis die Post ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen Ruhe

und

und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl.

G.

CLXXXIV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 1 Nov. 1757.

An Sie kann ich wieder schreiben? *) O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenket hat! Ich umarme Sie theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir, und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf Zeitlebens mir abverdienet haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! — Genug für diesmal! Grüßen Sie meinen liebsten Heinen und Heyern und vorher Ihre beste Frau. Ich bin ewig Ihr

G.

CLXXXV.

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte.

CLXXXV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 15. Nov. 1757.

Wie bekümmert sind Sie nicht um meine Gesundheit und Ruh, und wie ängstlich werde ich, daß ich nicht eben so dankbar seyn kann, als Sie besorgt und liebreich gegen mich sind! Ihr ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11 November ist die Geschichte Ihrer freundschaftlichen Empfindungen gegen mich und die Fortsetzung Ihres Besuchs in meiner Krankheit. So wie mich Ihr Besuch gestärkt hat, so stärkt mich dieser Brief. Gott, was wäre das Leben der Menschen, ohne den Trost der Freundschaft; und wie viel würde mir bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz mit aller seiner Liebe und seinem Werthe auf mich wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette reden (denn sehen konnte Sie mein mattes Auge wenig) und fühle noch den sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses, den ich damals für den letzten mich einsegnenden Kuß hielt. Und eben Sie, liebster.., den ich mehr zu sehen

sehen nicht hoffte, dessen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, soll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig sehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Gevatter von Ihnen hören? Ich starb, und siehe, ich lebe noch. O sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater! —— —— Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebet meiner Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weis, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster••! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. —— Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen,

ansehen

ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Witterung günstig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seufzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Christiane bey Ihnen seyn; sie segne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Gesundheit und den Heldenmuth einer Gebährerinn, die da weis, daß sie Unsterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl versichern Sie, liebster--, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebst Ihrem ganzen Hause. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

CLXXXVI.

CLXXXVI.

An Ebendenselben.

Bonau, den 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidnen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergötzen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde mir sie noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erst fürchterliche, und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du! Gebe es Gott, mein lieber —, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Innhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Gehn Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

CLXXXVII.

CLXXXVII.

An Ebendenselben.

Vonau, den 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben sowohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bessers thun, als daß wir an den unsrigen denken und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten, mit dem sie ihn christlich und selig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe - -! Gott giebt ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der Welt. Getrost mein Freund! Wäre unsre Tugend die Ursache unsers ewigen Glücks: so müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienst, das muß unsre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stillen und trösten. Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa bald

sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor.

— — — — — —

Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. —— Ich bin der Ihrige

G.

CLXXXVIII.

An Ebendenselben.

Bonau, den 22. May 1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich ietzt vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Allee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen

leugnen kann, ist für mich schon Ursache genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also, mein lieber ** ? — — —

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenster

G.

CLXXXIX.

An Ebendenselben.

Der Tod Ihrer seligen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feyertag in Bonau das ausgestanden, was ich in meinem Leben nicht gefühlet, und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter—. Gott sorget für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser, unsre Kraft und Stärke und Seligkeit.

Viel-

Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertrauen zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief ohne Beängstigung schreiben läßt. —— ——

—— —— —— —— —— ——

Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten noch mächtig, der sie suchet und nützet. Nun guter==, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

CXC.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 16. Sept. 1759.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bete selten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum sollte ich also nicht auch oft an Sie schreiben, da

ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstrecket; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich letztens verlassen haben, und ohne klagen zu wollen, sage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das weis Gott. Aber ich suche mich mit dem Troste seines Wortes zu beruhigen, mich zu stärken, wenn ich schwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Niemals habe ich vielleicht so sehr empfunden, wie wenig der Mensch ohne den beständigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in diesem Jahre, und ich lerne Davids Bekenntniß verstehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. verstehen: „So liegt es nun nicht an jemands Wollen „oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Er muß uns Kraft geben, unser Elend und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freye Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigsten, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen, und im Glauben an diese seine Gnade,

an

an die Vergebung aller unsrer Sünden um JEsu Christi willen, uns mit Liebe und Vertraun zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster --, wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthat danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beyspiel ich mich erwecken und trösten kann. Ja, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur bessern Kenntniß seinselbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Bemühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst durch Thränen und Gebete, durch Lesen und Studiren, durch gute Werke, durch mühsame Einsamkeit zu befreyen, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn der „Glaube rein und ungefärbt bleibt, fusset und „gründet er sich nicht auf mich selbst, noch mein „Thun, daß mir Gott darum sollte gnädig seyn, „wie der falsche Heuchelglaube thut, welcher men„get in einander Gottes Gnade und mein Verdienst, „ob er auch wohl die Worte behält von Christo,

„aber doch des Herzens Zuversicht setzet heimlich „auf sich selbst, also daß es nur eine angestrichne „Farbe ist — Das hebe an und versuche es, wer „da will, so wird er sehen und erfahren, wie treff„lich schwer es sey, und wie sauer es wird, daß „ein Mensch, der sein Lebtage in seiner Werkhei„ligkeit gesteckt, sich herausschlinge und mit gan„zem Herzen erhebe durch den Glauben in diesem „einigen Mittler. Ich habe es nun selbst schier „zwanzig Jahre gepredigt, daß ich sollte heraus „kommen seyn; noch fühle ich immerdar den alten „anklebischen Unflat, daß ich gern mit Gott so „handeln wollte, und etwas mitbringen, daß er „mir seine Gnade für meine Heiligkeit müßte geben, „und will mir nicht ein, daß ich mich so gar soll „ergeben auf die bloße Gnade, und muß doch nicht „anders seyn.“ — — Wie bewundre ich den seligen Luther in seiner biblischen Weisheit, in seiner freymüthigen Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das sich aber selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthume und heimlichen Unglauben heilen und zur Erkenntniß seines großen Elends bringen kann, als wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stärke, das ist, seiner Thorheit und

Schwach-

Schwachheit überläßt. Alsdann fühlen wir, wie viel Böses noch in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaften und Neigungen, die wir am gewissesten und seit vielen Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in uns da sind, und nach der Herrschaft streben. Alsdenn fühlen wir bey den Anklagen unsers Gewissens, wie wenig wir seine Unruhen stillen können, und wie nicht unsre Lebensbesserung, sondern das göttliche und unendliche Verdienst unsers Erlösers der Grund unsrer Gnade bey Gott allein, ganz allein seyn, und wie uns Gottes Geist durch den Glauben umbilden, heiligen und getrost machen muß. —— Liebster = = ich habe viel geschrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geschrieben haben! ——

Und wie leben Sie denn? Mein Herz sagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tausend andre Menschen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich diesen Tag, so schwer er auch seyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht so kleinmüthig seyn lassen. Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, sagte Cramer einstens zu mir, der soll nicht traurig seyn, wenigstens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ꝛc.

G.

CXCI.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 13. April 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das ist viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden ist. — — — Ich für meine Person kann alle Stunden fort; denn das Land hat so wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weis nicht, welcher traurige Geist sich meiner bemächtiget hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der ist gespannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Fesseln, nur die beschwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts ist der Mensch! Aber vielleicht soll ich dieß besser lernen, weil ichs noch nicht genug weis oder wissen will. — Die Frau von Z - - erwartet mich, und heimlich bedaure ich sie, daß sie mich erwartet. Gleichwohl ist es Pflicht, daß ich eine Dame besuche, die so viel Vertrauen und Freundschaft für mich hat, daß sie sich von meinem Besuche viel Vortheil verspricht. Vermuthlich werde ich also künftige Woche nach Bonau gehen,

gehen, an einen Ort, wo ich durch zwo Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber so viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig seufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unsre Schuld nicht wäre: so ist doch der Mangel der Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld. Wen beschäme ich also, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und also hätte ich weiser gehandelt, wenn ich von mir selbst geschwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, so dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

CXCII.

An Ebendenselben.

Störmenthal, am 4. Sept. 1760.

Weil sich meine Zurückkunft verzieht, so seyn Sie so gütig und übergeben Sie unterdessen an G*** die halbjährige Pension, die ich ausgezahlet bekommen soll. Ich schäme mich, daß ich

ich so viel Glück vor tausend Andern habe, die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber --, ich habe in diesem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen, und also nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich sechs Collegia gelesen, und noch so viel gearbeitet hätte. Eben diese Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Liefland schickte mir zweyhundert Thaler mit einer Art, als ob ich sie ihr abverdienet hätte. Kurz, je unvermögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücherschreiben geworden, desto reichlicher sind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorigen Jahre eine Pension erhalten, ohne zu wissen, wer mir sie giebt? Diese Spuren der göttlichen Fürsorge, die mein Herz erfreun und stärken sollten, erwecken so wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieses Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weis nicht, wie sie nebst tausend andern Uebeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittre Weise besser kennen lernen; und wenn dieß geschieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — — Wa-

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weis ich selbst nicht. Das Vergnügen des Landlebens ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

CXCIII.

An Ebendenselben.

Störmenthal, im September 1760.

Der Brief, durch den Sie sich um meine Ruhe verdient gemacht haben, ist nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich, die groß ist, sondern Ihres Herzens voll christlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Lesen, klaget über seinen Gemüthszustand, und du siehst in seinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach seiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbsterkenntniß, nichts als Unterwerfung

werfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelassen zu machen; o wie sehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo diese Neigungen sind, da ist gewiß der Geist Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieses lesen, für das, was Sie durch seine Gnade haben, und seyn Sie versichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überschwenglich thut über alles, was wir bitten oder verstehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, so sehr ich kann. Ich glaube, daß sie wahr sind, weil es mir einige Mühe kostet, sie ganz für wahr zu halten, und weil sie aus dem Herzen des aufrichtigsten und eifrigsten Freundes kommen, der nichts sucht, als mein wahres Glück. Gott belohne Sie für diesen Dienst. —— Er thue was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein Geschöpf. Was ich leide, ist unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten, sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele

harret

harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen, er rufet mich an, so will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns selig, nach seiner Barmherzigkeit, nicht um unserer Werke willen; Gottes Gabe ist es, auf daß sich nicht jemand rühme. — Liebster Freund, ich wiederhole meine Danksagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald besuchen. Beten Sie ferner für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade genügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen. —— —— —— ——

Gott sey mit Ihnen.

G.

CXCIV.

Mein liebster Gellert,

Eine Gewissensrüge an Sie? —— Die war mir in der That sehr unerwartet. Und wem sollte sie es nicht seyn? Da eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, eine Durchgängige Ehrerbietung gegen Religion und Tugend, ein so unstreitiger, so vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften ist? Armer Freund, wie dauern Sie mich! da Sie ohnedieß hypochondrisch

genug

genug sind, muß sich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondrischer zu machen. Ein Ungenannter, der außerdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moralische Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen „Ausgabe denselben abzuhelfen, in allen auch nur „anstößig scheinenden Stellen die strengsten mora„lischen Verbesserungen ja nicht zu verabsäumen; „und das zwar zur Ehre des Gewissens und der „Religion.“ Wie sehr Sie besonders itzt, da Ihre sämmtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zusammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müssen; das habe ich mir leicht vorstellen können. Sie haben ja nur erst jüngsthin gegen mich geklaget, daß Sie sich schon seit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geistes ungeschickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren Lustspielen und Briefen, zu machen gewünscht hätten.

Ich habe sein mir überschicktes Schreiben gelesen und wieder gelesen, und sorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyisches Urtheil davon zu wissen. Hier ist es. Aber Sie werden, so wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Gesundheitsumstän-

den

den dazu aufgelegt sind, Geduld haben müssen, viel zu lesen; denn der Brief des Ungenannten ist lang; die Beantwortung seines Innhalts wird also auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfasser zeigt in seinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von sich versichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber ist es auch ein durch richtige Einsichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anspruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verstandes, und es wird schwer halten, bey der Widerlegung seiner Zweifel und Einwendungen in einem so ernsthaften Tone zu bleiben; als er bey seinen redlichen Gesinnungen wirklich verdient. Seine Grundsätze sind theils ganz falsch; theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundsätze nichts einzuwenden ist, da leitet er aus diesen richtigen Gründsätzen sehr unrichtige Folgerungen her. Doch es ist nicht genug, daß ich das sage; ich muß es auch beweisen. Lassen Sie uns denn zur Zergliederung seiner Sätze kommen.

Sein erster Satz betrifft die lachende und beissende Bestrafung der Laster. In Ansehung derselben „ glaubt er durch moralische Gründe überzeugt „ zu seyn, daß man das Laster niemals possierlich,

„ wohl aber thöricht und abgeschmackt vorstellen „ könne, weil sich bey dem Possierlichen leicht der „ Begriff des Angenehmen uns unvermerkt mit ein„ mischt, welches besonders bey der Wollust zu be„ sorgen ist. „ Der Satz ist scheinbar; aber zu einer so strengen Richtigkeit, als bey einer Regel der Prüfung nöthig ist, möchte er wohl eine genauere Bestimmung nöthig haben. Was versteht der Verfasser unter Laster? Was unter possierlich vorstellen? Und wie mischt sich bey dem Possierlichen unvermerkt der Begriff des Angenehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen Spaß, niemals das, was man eine Schekerey nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr geschwind ergreifen. Es ist nicht zu läugnen, daß solches von manchen alten und neuen Dichtern geschehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschweifungen der Wollust. Oder warum wollten wir ihrer schonen? Lassen Sie sie uns bey Ihrem eigentlichen Namen Laster der Unzucht nennen. Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten will, vertheidigen. Auch der Verfasser führet hier zur Erläuterung die Wollust an; aber er bestimmt nicht, ob er damit ihre wirklichen Ausschweifungen, oder nur ein verliebtes Temperament meyne. Wenn er die erstere dabey im

Sinne

Sinne gehabt haben sollte; wie käme es zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag Meuchelmord weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfodert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, der auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wann sie in der Seele herrscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondre Art, etwas lächerlich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster, als thöricht vorzu-

stellen, das hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der Tugend so gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menschlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen ist es sehr heilsam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen sie noch am ersten, da nicht selten den erstern Gründen aller Zugang ganz verbaut ist. Um auf das von dem Verfasser angeführte Beyspiel der Wollust zurückzukehren; was sollte denn wohl hindern, solche Gecken, die gleich in jede weibliche Gestalt sich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu stellen? Vielleicht daß wenigstens einer oder der andere das Unanständige davon empfindet, und sich schämen lernet. Eine wahre und sittliche Besserung wird durch alle Werke des Witzes und Geschmacks nicht bewirket werden. Das gebe ich gern zu. Aber philosophische Abhandlungen werden das eben so wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein ists, den Menschen moralisch zu bessern. Es sey denn bloß eine bürgerliche Besserung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt. Auch dadurch ist nicht wenig gewonnen. Da sie manche Hindernisse aus dem Wege

räumet,

räumet; so wird durch sie der moralischen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, sondern macht ihn bloß schüchtern, daß er mit seinen Thorheiten mehr zurück hält. Und so wird der Nutzen davon der seyn, daß sie weniger ansteckend sind. — Doch ich will offenherzig gestehen, daß man nicht einmal das sich allezeit versprechen dürfe. Selten haben Thoren so viel Anlage zur Selbsterkenntniß, daß sie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden sie dabey auf ihren Nachbar weisen. Wer kann indessen dafür, daß sie gemeiniglich unheilbar sind? Und auf sie und ihre Besserung haben auch Komödien und Satyren, es sey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Absehen. Sie sind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen ist, daß er daran gestellt werden müssen, schwerlich bekehren. Aber er warnet und schrecket doch den, der etwan einst in die Versuchung kommen könnte, sich des Prangers würdig zu machen; und ist das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich sehe, schnell fort, weil sie in ein Feld geräth, dem so oft eine schiefe Aussicht in dasselbe ein ganz falsches Ansehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte seyn, daß hier meine Antworten den Ver-

fasser des Briefs nur seitwärts träfen. Erlauben Sie mir also nur, lieber Freund; über das Possierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbst das Possierliche; wenigstens eine gewisse Gattung desselben würde ich von der Bestrafung der nicht bürgerlichen, sondern bloß moralischen Laster, wenn zumal der Lasterhafte durch sie nicht sowohl Andern, als sich selbst schadet, nicht ganz ausschließen. Der Geiz ist unstreitig ein solches Laster; und Molierens Geizhals ist gleichwohl voll von possierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. possierlich finden, wenn der Geizhals, weil er zween Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verschwendung hält, das eine davon sorgfältig auslöscht, dieß, so oft es verstohlen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt sein Licht, um es zu retten, in die Hosentasche steckt? Eben so possierlich ist es, wenn der Geizhals in des Goldoni wahrem Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob sie nicht zu klein sind. Man wird sich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen ist eben so der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer starken in die Augen springenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze sind. Und sollten diese possier-

sierlichen Vorstellungen wirklich der Jugend schaden? Wenn von Molierens Lustspielen nicht zu läugnen ist, daß sie viel moralische Fehler an sich haben; so gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas possierlich vorgestellt wird, mischt sich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und ist es doch nicht. Wie und wo mischt sich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuschauer erweckt wird? Oder in die Vorstellung, die man sich so aus treffenden Zügen von der Kunst des Dichters macht? Oder endlich; in den Begriff des vorgestellten Lasters? Das letzte wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laster des Geizes wird durch solche possierliche Vorstellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeste erträglicher. Kein Zuschauer, selbst kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Versuchung gerathen, dergleichen nachzuthun. Sein erster Gedanke wird vielmehr der Vorsatz seyn, daß er sich wohl hüten will, sich selbst so lächerlich zu machen. Ist aber das erstere, daß sich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorstellung von der Kunst des Dichters eine an-

genehme Empfindung einmischt: wer kann daraus schlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoralisches finden? Ich würde also das Wort possierlich gegen das Wort drollicht vertauschen, und den Satz also ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laster niemals vorgestellt werden, sondern bloß menschliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelstandes. Grobe Laster müssen in der Vorstellung nie anders, als verabscheuungswürdig, erscheinen, und auch die andern Laster muß man nicht bloß lächerlich machen wollen, sondern gleichfalls mit ernstern Waffen bestreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu diese Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe, seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffodert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr, als bloß wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Fabeln und Erzählungen,*) ziele. Diese Erzählung hat, ich

*) Gellerts sämmtliche Schriften I. Th. 106, 107. S.

ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie sie seiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts dagegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das wohlgebildte Lorchen, die zur Wärterinn seiner an den Blattern kranken Frau erlesen worden, sich verliebt, und da die Frau an den Blattern blind liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt, seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey ausbrechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilderung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist nicht selten, denn wie manche ungetreue Ehegatten giebt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln? Es kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn, dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen, oder in ihnen schnell aufstoßenden Verlegenheiten schildern, und es durch das Individuelle des Gemäldes gleichsam vor die Augen bringen, wie sie darinnen handeln, wie sie jene günstige Lagen ohne Anstand nützen, und oft aus diesen Verlegenheiten, wenn sie auch Lügen zu Hülfe nehmen, und offenbar der Tugend spotten sollten, sich glücklich herauswickeln; das erweitert

die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, und vertritt gewissermaßen die Stelle der Erfahrung, die man sich sonst nicht selten mit eignem Schaden erkaufen muß. Dieß ist, im Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität so oft mit Unrecht bestrittne Komödie schaffet. Ich will itzt des moralischen Nutzens dieser Erzählung nicht erwähnen, daß sie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laster werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwischen jungen Personen beiderley Geschlechts weiter führen könne, als sie zuvor wohl selbst gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Versuchungen er sich auf die Zukunft aussetze, der bey der Ehe, diesem so ernsten Schritte, in seiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle so leicht entrißnen Vorzug, sieht. Das alles sind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weise leitet. Ich will mich bloß an die Hauptsache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Lasters ist ja, das wird jeder zugeben müssen, keine Empfehlung des Lasters. Es kömmt bey einer solchen Schilderung, in Ansehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beschaffenheit an; alles darauf, ob sie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit schädlich wird, oder ob sie nichts durch die

Wendung,

Wendung, die ihr gegeben ist, und durch die eingestreuten Züge auf die Seite des Lasters neigt, und für dasselbe einnimmt. Keine von beiden Beschuldigungen wird Ihnen, wer nur einigermaßen billig denkt, und wenn er ein noch so strenger Moralist wäre, bey dieser Erzählung machen wollen. Wie hier einer strafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; so erklärt sich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und sein Lorchen; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weise. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leser auf jener Seite zu neigen. Hier ist keine Bewunderung von Lorchens schnellem Witze, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer strafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatschen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht vielleicht manchen Leser kützeln könne, die arme blinde Frau durch Lorchen also betrogen zu sehen. Aber wird das nicht von der Fassung abhangen, mit der er liest? Wenn also ein moralischer Schade aus dem Lesen dieser Erzählung entspringt; so ist er von der Art derjenigen Aergernisse, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftstellers, sondern des Lesers; denn das Lesen derselben schadet ihm, nicht weil er ungeübt ist, sondern weil er ein

ver-

verderbtes Herz hat, und für dasselbe überall Nahrung suchet. Bey reinern Gesinnungen wird es einem andern Leser eben so natürlich seyn, mit der Frau, der unter so traurigen Umständen eine so unedle Beleidigung wiederfährt, Mitleiden zu fassen, und am Schlusse der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie wenig verdient er diesen Trost! Ach wenn die arme Frau wüßte, daß er vielleicht itzt gerade das Gegentheil von dem wünschet, was nach ihrer Meynung ihn trösten soll! Welch Glück ist es zuweilen, sein Unglück nicht zu wissen! Diese Gedanken können in dem Leser desto natürlicher entstehen, da Sie ihn selbst durch den eingestreuten Zug darauf leiten:

Ach arme kranke Frau! Es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht dieser Erzählung noch zuträglicher gewesen seyn würde, wenn ihr eine andre Wendung gegeben, und dadurch auch einem so gesuchten Mißbrauche vorgebauet worden wäre. Ich bin versichert, Sie würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ihrer Verfertigung hätten

ver-

vermuthen können, daß dieselbe jemals in einem so falschen Lichte betrachtet werden würde. Ich weis es, theuerster Freund, von alter Zeit, und selber der ungenannte Urheber des Briefs erkennets, daß die Rechte der Tugend Ihnen bey Ihren Arbeiten viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals, dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch itzt einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüßiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre itzige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir letzthin schrieben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäfftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kömmt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der dem Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das Lächerliche

liche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Anwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschweifen. Sie sind, wie ich weis, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können.

Ich eile zu einer andern Classe der moralischen Schwächen, welche der Verfasser des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der ersten am nächsten verwandt ist. „Wenn, sagt er, bey ernsthaften und ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe angebracht „werden; so muß man sich Gewalt anthun, derselben wieder los zu werden, wenn man nun „wirklich seine Gedanken auf diese ernsthafte Dinge „richten will. Es ist gewiß gleichfalls Ihre Meynung, daß man mit ernsthaften Dingen niemals „spotten dürfe. Die Blöße der Laster kann auch „ohne diesen Spott Freunden des Witzes und der „Tugend gezeigt werden.“

„Mit ernsthaften Dingen muß man niemals „spotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die „Bibelsprache muß uns allezeit ehrwürdig seyn.

„Ich

„Ich glaube, man müsse sich bey scherzhaften Aus-
„drücken aufs sorgfältigste vor der geringsten Aehn-
„lichkeit mit der Bibelsprache hüten.“ Schön! Ich und Sie sind beide erklärte Feinde von Bibelscherzen; und in scherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie so wenig als ich die mindeste Anspielung auf unsre dem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Bibelübersetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienste haben, dulden. Aber hier vermischt Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein anders ist es, ernstafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falschen Begriffe davon, eben diesen ernsthaften Dingen zum Dienste, in ihrer Blöße darstellen. Gleichwohl ist meistens das letztere hier der Fall. Denn was sinds für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünscht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war; *)

und eben so in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und

*) Gellerts sämmtliche Schriften I. Th. 66. S.

Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet. *)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieser Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erstere schildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter solchen Umständen übliche Verfahren; und zeigt den Ernst seiner Angst, die doch so bald darauf verschwunden ist. Das letztere zu sagen, ist sehr heilsam und nöthig, um ein klägliches Vorurtheil, das der Bibel und der Erbauung so nachtheilig ist, in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der schlechten Predigt und ihrer Wirkung reden, *) wendet er ein: „in einer schlechten Predigt höre man wenigstens Sprüche, und denen sey die Wirkung, „einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, „unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer schlechten Predigt angeführt; oft genug nicht sowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenschaft einzuschläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt stets entgegen arbeitet, und die schlechte Predigt noch überdieß schlecht gehalten, in einem einförmigen

*) Ebendas. 207. S.
**) Gellerts sämmtliche Schriften IV. Th. 241. S.

förmigen einschläfernden Tone hergesagt wird? Man setze nun einen Zuhörer, der in der Absicht, sich zu erbauen, die Kirche betrat; aber durch den schlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlstand gehindert wurde, von seinem Sitze aufzustehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet seiner Mühe, die er sich giebt, munter zu bleiben, dennoch einschläft? Der geistlose Prediger? Oder der von menschlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem, der dergleichen erzählet, auch nur im mindesten argwohnen, daß er, wenn er von der schlechten Predigt sagt, sie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftstellen die Wirkung beymessen wollen, als ob sie einschläferten? Wer will ihn beschuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

Was der Ungenannte über das Wort Betschwester sagt, ist, ich kann es nicht bergen, sehr schwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Ihren rühmlichen „Charakter verkannt haben, welche behaupten, als „hätten Sie dadurch das Gebet überhaupt lächerlich „machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das Wort Betschwester „der ehrwürdige Begriff des Gebets, als der Rede

„ mit Gott, verunehrt, geschwächt und gemißbraucht
„ werde; denn das Wort Betschwester sey doch ein
„ mit dem Worte beten zusammengesetztes Wort,
„ und werde hier gleichwohl zur Entblößung der
„ Heucheley gemißbraucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern Sie sich nur des Pharisäers, den er in seiner Erzählung vom Pharisäer und Zöllner, betend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebet, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das Lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebet selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Betschwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebenbegriff einer Geringschätzigkeit gegen das Gebet mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verunglimpfung

glimpfung der Apostel, wenn man eine Secte des dreyzehnten Jahrhunderts mit dem Namen, den sie sich selbst gegeben, den Apostelorden nennet? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn sie die Novatianer, wie von ihnen selbst geschah, Katharer oder die Reinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben spoten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Ursache habe, sich darum zu bestreben? Oder, um ein noch passendres Exempel aus unsern Zeiten zu geben; sollte man sich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrerbietigkeit gegen das Sacrament der Taufe schuldig machen?

Eben so, wie mit dem Tadel des Worts Betschwester, verhält sichs gleichfalls mit dem Eifer des Verfassers darüber, „wenn der allerheiligste „Namen Gottes, oder statt desselben das Wort „Himmel lasterhaften Personen in den Mund gelegt „wird?“ Trifft nicht hier wieder sein Tadel den Assaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geschieht? Der Gottlose spricht in seinem Herzen: Gott hats vergessen. Er hat sein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr sehen.*) Sie sprechen: Was sollte Gott nach jenen

*) Ps. 10, 11.

fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten?*) Die Gottlosen sagen: Der Herr siehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht. **) Andrer ähnlichen Schriftstellen itzt zu geschweigen. Aber sollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterschied davon empfinden können, wenn der Schriftsteller selbst den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Personen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, einführet, wie sie eines solchen Mißbrauchs im gemeinen Leben sich häufig schuldig machen.

Der Verfasser, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erschrecken, wenn man ihn beschuldigen wollte, in seinem Schreiben ernsthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe sich ihm, wenn man auf gleiche Weise, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beschuldigung sehr leicht machen. Noch mehr! Es ist wirklich von ihm geschehen. Denn die feyerliche Beschwörung bey den Wunden des Heilands, da sie bey Dingen gebraucht wird, die meistens Kleinigkeiten betreffen; was ist sie denn wohl anders? Der Verfasser versichert, daß er sich dieser gnadenreichen Wunden nicht schäme. Ich auch nicht. Da sey Gott vor! Aber ich würde

zittern

*) Ps. 73, 11.
**) Ps. 94, 7.

zittern, sie anders, als bey den feyerlichsten Gelegenheiten und in ernsten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beschwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfasser deswegen einer vorsetzlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er sieht doch, sowohl, wie menschlich es ist, darinnen zu verstoßen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne, als durch schlaffe Nachläßigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz über „das Verbrennen von Arndts wahrem Christen„thume schädlich.“ *) Und warum? „Deswegen, „weil es wirklich geschehen seyn soll, und wenn es „auch nicht glaubwürdig wäre, doch diejenigen „Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn das für

(* Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Gewissenhaftigkeit schwacher Leser, lieber zu viel, als zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der erstern Scene, und heißt: „Dieses letzte „(Gebetbuch) ist, wie sie erzählt, in drey Häu„sern mit abgebrannt, und doch keinmal ver„brannt. Die Schalen sind zwar etwas verkehrt „worden; allein dem Drucke hat das Feuer mit „aller seiner Macht nichts anhaben können.“ „Ferdinand. Der Buchbinder u. s. w.

Gründe gelten sollen; so ist aller Aberglaube gesichert; so ist, ihn angreifen, verwerflich und schädlich. Denn wo ist wohl ein Mährchen des Aberglaubens, das nicht wirklich geschehen seyn soll? Und wann wird es nicht die Abergläubischen verdrießen, daß man ihre Vorurtheile bestreitet. Aber ist denn ein solcher darüber gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf solche Weise würde man sogar durch jeden Angriff auf Irrthum und Laster sich in Gefahr setzen, Aeraerniß zu geben. Ein solcher Verdruß ist vielmehr blinder Eifer für seinen Wahn. Wahres Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben, welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als wichtig, als eine Art von Wundern gesammelt haben; denn sie haben dadurch zum Aberglauben verleitet, oder darinnen bestärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben so wenig zu bestreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clausuren, die sie dicht zusammen pressen. Ists da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas stark ist, nicht so leicht gefasset. Und wie viel andre zufällige Ursachen, darinnen das vorgegebne Wunder seinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem sehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren seyn, ohne daß man darauf geachtet hat.

Bey

Bey solchen Nachrichten ist eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Aberglaube. Der an und für sich ist noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Aberglaube steckt in der Absicht, aus der solche Nachrichten gesammelt werden, und in den daraus gezognen Folgerungen. Sie sind ein Ueberrest von Mönchsgeschmack. Ist denn dieß in der That sehr schätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häusern, wo an Arndts wahrem Christenthume ein solches Wunder der Vorsehung sich ereignet haben soll, auch vorhanden war, und, allem Ansehen nach, mit verbrannt ist, weil man ja wohl außerdem nicht vergessen haben würde, solches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebster Freund, hätten bey Bestreitung dieses Aberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Innhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Betschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß „gewiß nicht so fromm, als der Buchdrucker, ge„wesen seyn, weil der Band nicht im Feuer aus„gehalten hat.“

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wider die

über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebete des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —
Und muß — — — — —
— oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben Sie es nicht; wenigstens nicht in derselben Maaße. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebet sich lustig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht beten könne. Vielmehr helfen im Zusammenhange diese Worte den hier eingeführten Mann genauer charakterisiren. Sie sagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein seltsames Gebet mag das gewesen seyn, das den Neigungen und Gesinnungen eines so sinnlichen Mannes, der an seiner Frau nichts mehr, als die

Schön-

Schönheit, geliebt, geradezu widerstritt. Indessen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Gesichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünschte; und daß (ich setze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht schon abgedruckt ist) läßt sich sehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war sie nicht mehr schön;

weggestrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen beten sehn;

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Innhalts:

Doch wie viel beten so, daß sie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!
O harter Zwang! Sein Mund sprach seinem Herzen Hohn.
Denn seine Liebe war nun schon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche sich noch, wenn man äußerst strenge seyn wollte, noch am ersten etwas erinnern ließe, ob sie gleich bloß ein spottendes Mitleid ausdrücken:

„ Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
„ Vielleicht besinnt er sich, und thut, was Andre
„ thaten

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, daß diese Verse bloß flüchtig hingeworfen sind? Ich mache aber auch keinen Anspruch darauf, daß Sie sie unter die Ihrigen aufnehmen sollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichsten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieser rechtschaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben scheint, ist die gegenseitige Liebe beider Geschlechter zu einander. Er gesteht Ihren Lustspielen den Ruhm zu, „ daß sie unanstößig munter geschrie„ben sind;“ aber dennoch ist er der Meynung, „ daß in manchen Stellen derselben noch wirklich „ die Zärtlichkeit der Liebe für unverheirathete Per„ sonen zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben „ sey; besonders bey den zärtlichen Umarmungen.“ Grundsätze solcher Art haben gerade dieselbe Wirkung, als die Klöster. Indem sie die Keuschheit bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit treiben wollen, überspannen sie dieselbe. Dadurch aber reizen sie in der That zur Unkeuschheit, und machen, was an sich unschuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben

der

der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüsternheit setzet. Es ist um den Trieb, der durch die Keuschheit in Schranken gehalten werden soll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raschen Rosse, das schwer zu regieren ist. Läßt man dem den Zügel schießen; so reißt es mit sich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzustraff an, so bäumt es sich, und setzt seinen Regierer ab. Eben also verhält es sich mit der eingepflanzten Neigung der beiden Geschlechter zu einander. Ihre Einschränkung fodert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich setze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend streiten würde, sie zu einer neumodischen Stutzerinn, oder gar zu einer liebäugelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit ist sich selbst genug, und jeder zu stolze oder zu gesuchte Putz würde dieselbe mehr schwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben so fremdes, altväterisches Gewand umwirft, dessen Schnitt sich nicht aus dem wesentlichen, sondern aus einem bloß willkührlichen längst abgeänderten Wohlstande, vielleicht aus falschen Vorurtheilen, herschrieb. Statt sie dadurch ehrwürdig

würdig zu machen, ist man vielmehr Schuld, daß sie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin itzt müde, länger zu schreiben, und Sie sind ohne Zweifel eben so müde, länger zu lesen. Gleichwohl ist in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten, übrig. Am besten, ich breche itzt ab, und behalte denselben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen soll. Möchte doch dieser Sie wieder recht gesund finden. Ich bin

* * der Ihrige

Am 28. December
1768.

* * * * * *

CXCV.

Fortsetzung.

** Am 30. December
1768.

Liebster Gellert,

Ich habe Ihnen versprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile,

eile, mein Versprechen zu erfüllen. Ich vermuthe, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht sehr kurz werde fassen können. Also lieber keinen Eingang, und gleich zur Sache!

Außer den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derselben in der Poesie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidnische Götter„lehre, so sagt er, habe ich diesen nicht unvernünf„tigen Zweifel, daß ihr Gebrauch von unserm ge„meinschaftlichen Lehrer, Paulus, schlechterdings „verboten ist; indem er behauptet, daß die Heiden, „was sie den Göttern geopfert, den Dämonen „geopfert hätten. Und was sind Merkur, die Mu„sen, Apoll, Venus, Cupido anders, als Götter „der Heiden, über welche Lieblingsgötter mancher „christlichen Dichter Paulus dieß göttliche Urtheil „zugleich ausgesprochen hat. Heidnische Götter „müssen Christen viel zu abscheulich seyn, als daß „sie mit denselben ihre Gedichte auch nur zum „Scherze ausschmücken sollten; wie ich denn das „nicht läugne, daß sie allezeit nur im Scherze ge„braucht werden. Aus diesem Grunde tadle ich „das Gebet an den Amor und die Liebe, oder an„dre heidnische Götter, wenn es auch im Scherze „gesagt wird. Mann kann ja, ohne die Musen

„ein-

„ einzumischen, statt dessen die Dichtkunst poetisch
„ nach ihren verschiedenen Theilen, als die didak-
„ tische, die lyrische, die epische Dichtkunst be-
„ nennen. “

Was für wunderliche Dinge schreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht seine Gewissenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine spöttische Widerlegung würde, bey seinen frommen Gesinnungen, eine Ungerechtigkeit seyn; und eine ernsthafte wird schwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewiesen zu werden, wenn er sich Ihnen etwan näher kund geben sollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umständen Ihrer Gesundheit nicht anzusinnen steht, daß Sie dieser Arbeit sich unterziehen sollen; so halte ich mich nach dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mittheilung seines Briefes bewiesen haben, für verbunden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich will mich denn also bemühen, in der Beantwortung seiner Einwürfe gegen die Mythologie so ernsthaft, als nur irgend möglich ist, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle seine Vorgänger, die ich zum Theile für sehr rechtschaffne Männer erkenne. Es befindet sich ein ehrwürdiger Rollin, *) dessen

*) Rollins Anweisung zu den freyen Künsten, II. Th. 26. u f. S.

dessen Verdienste in der Bildung so vieler junger Herzen noch stets fortwirken, auch der durch seine Beredsamkeit berühmte Bossuet darunter. Ich bin indessen jederzeit überzeugt gewesen, daß sie bey dieser Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ihrem Verstande, Ehre gemacht haben. Vermuthlich hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Götzendienst zuerst den ihrigen gegen allen Gebrauch der Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hatten Recht, gegen den Götzendienst zu eifern, und Abscheu vor allem, was sich darauf bezog, zu erwecken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es also mit sich. Lebten wir noch jetzt unter den abgöttischen Heiden; so würde die Frage, ob der Gebrauch der Mythologie uns erlaubt sey, gar nicht aufgeworfen werden können. Es wäre sonnenklar, daß in Zeiten des Bekenntnisses dergleichen sich nicht gebühre. Doch wenn allerdings jetzt gleichfalls Zeiten des Bekenntnisses sind; so sind sie es gewiß nicht von dieser Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben so wenig wird um desselben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre schreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut sie gleichfalls bey allem, was in Schriften statt finden soll und darf, wenn man ein gewissenhafter Schriftsteller seyn will. Ich

werde

werde nie den Dichtern das Wort reden, die sich in ihrer eignen Person so ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es aussieht, als ob es sie dauere, daß es nun abgestellt sey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angesehen werden möchte? Darum gewiß nicht; sondern weil es das Ansehen eines profanen Wesens giebt, eines Leichtsinns in der Religion, die Christen nicht geziemen.

In seinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derselben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Musen auf; und sodann erklärt er sich auch wider Anrufungen an die Liebe. Apoll und Musen, wenn nicht besondre Umstände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und seine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, sondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) sie sind nicht Mythologie, sondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologisches Ansehen haben. Die Liebe aber ist das auch nicht einmal, sondern bloß ein abstracter Begriff, von der Poesie personificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt seinen Ruhm ihr Musen! Dein edles Herz ist mein Apoll; die können bey dieser Streitfrage

frage gar nicht in Betrachtung kommen. Es sind Redensarten, die ihre bestimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heidenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll ist die poetische Begeisterung; und die Musen bezeichnen die schönen Künste, zuweilen auch alle Wissenschaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieser Namen für entbehrlich, und thut in Ansehung der Dichtkunst einen Vorschlag, der aber ganz untauglich ist. Er möchte ihn wohl kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poesie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht statt finden, weil das Sylbenmaaß solche weitschweifige Umschreibungen nicht vertragen würde, sondern auch, weil sichs die Poesie zum Gesetz machen muß, concreten Vorstellungen vor den abstracten den Vorzug zu geben, ja sie, so viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen diese Regel verstoßen, wenn ich für Apoll Begeisterung setze? Und was für einen Namen soll ich statt der Musen wählen? Etwan Künste? Oder vielmehr schöne Künste? Aber das erschöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geschmack bearbeitete schöne Künste an. Und hier wieder welche prosaische Trockenheit! Welche der Poesie entgegenarbeitende Wortschweifigkeit! Noch schwächer urtheilt er, wenn er alle Anreden (warum

nennt er sie Gebete?) an die Liebe verwirft. Nach einer solchen Methode würden sich alle Prosopopöien der Abgötterey beschuldigen lassen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Musen, die Liebe, sind unschuldig; sondern auch der Gebrauch einer eigentlichern Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidnischen Götter, denen ihr mythologischer Begriff mehr geblieben ist, zu nennen; so müßte es gleichfalls unrechtmäßig seyn, Heiden vorzustellen. Folglich weiter kein Stoff mehr zu Epopäen, Trauerspielen, Erzählungen aus der alten Profanhistorie! Denn beides ist genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea! keine Atreus und Thyest! kein Semnon! denn die eingeführten Personen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden lassen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunst eben so, wie die Poesie, dadurch verlieren!

Vorstellungen, die aus der Mythologie entlehnt sind, schaden der wahren Religion gewiß nicht; sie müßten denn in andern moralischen Absichten fehlerhaft seyn. Außerdem werden sie noch nebenher den Nutzen haben, daß sie uns auf eine recht sinnliche Art den Werth unsrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die schönen Künste allen

Reiz,

Reiz, den sie geben können, mit vollen Händen an die Ausschmückung der Mythologie verschwendet haben; ernsthaft kann man doch an sie nicht denken, daß sie nicht empören sollte; und, als Religion betrachtet, bleibt sie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menschheit.

Ueberdieß leisten sie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moralischer Satz, zu dessen Erörterung die Gottheit nöthig ist, von einer solchen Seite in ein vortheilhaftes Licht gesetzet werden soll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit streiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriednen Bauer die Macht giebt, auf seinem Felde das Wetter selbst zu machen. Ich erinnere mich, in meinen akademischen Jahren diese Fabel so gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das ist nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat seinen Ort, und seine Zeit. Dergleichen streitet wider den Wohlstand der Kanzel. Wenn indessen die Mythologie so sehr wider die Religion stritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, so besaß derselbe Mann zu viel wahren Ge-

schmack in der Beredsamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geschehen seyn würde.

Aber die heidnischen Götter sind doch eigentlich nichts als Teufel. —— Wenn das Grund hätte, so wäre freylich unser Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abscheulich seyn, als daß wir sie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften sie niemals anders, als in ihrer eigentlichen Gestalt, in ihrer ganzen teuflischen Häßlichkeit, so wie Klopstock und Milton ihre Teufel, auftreten lassen. Doch woher mag der Verfasser einen so sonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweisen? In der heiligen Schrift steht, davon bin ich zu fest überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfasser beruft sich zwar auf Paulum. Dieser soll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben. Aber ich sage, daß die Heiden, was sie opfern, den Dämonen und nicht Gott opfern.*) Gleichwohl kann das der Sinn seiner Worte unmöglich seyn, weil sonst folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander sich selbst widersprochen hätte. Denn gleich vorher spricht er: Was soll ich denn nun sagen? Soll ich sagen, daß der Götze etwas sey?

*) 1. Kor. 10, 20.

sey? Oder daß das Götzenopfer etwas sey. *) Damit verweist er ganz unläugbar auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: So wissen wir nun von der Speise des Götzenopfers, daß ein Götze nicht in der Welt sey. **) Der Apostel hatte den neubekehrten Christen zu Korinth, die sich kein Bedenken machten, den Göttermahlen ihrer heidnischen Verwandten beyzuwohnen, ihren Satz, womit sie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingestanden. Er erklärt sich auch hier, daß er ihn keinesweges zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß ihr Betragen so unschuldig nicht sey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidnischen Göttermahlen auf die Begriffe sehen müsse, welche sich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, so stellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundsätzen, ihre Opfer nicht dem höchsten Gotte brächten, sondern den Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiis und Mediatoribus zwischen der Gottheit und den Menschen; und dieß vorausgesetzt, machten ja doch Christen durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer

*) 1. Kor. 10. v. 19.
**) Ebendas. 8, 4.

Abgötterey sich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieser Stelle also denket. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen dessen theologische Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit nichts einzuwenden seyn wird, und dessen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um so viel mehr gelten muß, je tiefere Einsichten er in die alte philosophische Geschichte besitzt. Hieran werden Sie sogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker *) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel gewesen, nicht bloß moralische Werkzeuge Satans, die Menschen in Aberglauben zu versenken, sondern physisch selber Teufel; was sind denn die Göttinnen? Giebt es denn Teufel männlichen und weiblichen Geschlechts? Oder woher sonst diese Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfasser christlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewissenssache macht, und an sich daran wenig liegen kann, ob man sie gebraucht oder nicht; so möchte vielleicht manchem der Gedanke aufsteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem schwachen Gewissen gar füglich nachgeben könne, billig solle, aus Pflicht

*) Englische Bibelerklärung XV Th. 360, 361, 540 — 542 Anmerk.

Pflicht müsse —— Ich antworte: Nein! Auf keine Weise! Nicht um ein Haarbreit! Und das selbst als eine Gewissenssache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der Christlichen Religion in unsern Zeiten es nicht gestattet. —— Und wie das?

Einmal darum nicht, weil, den ersten Satz zugegeben, der nächste, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der ist: daß also Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weise geschildert sind, so daß die Schilderung für sie einnimmt, auf keine Weise gelesen werden dürfen. Welcher Christ wollte sich Teufel zu einem Gegenstande seiner Ergetzung wählen! Itzt finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beygelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in so fern sie falsche Götter des Heidenthums sind; sondern in so fern sie, als idealische Wesen, als Geschöpfe der Poesie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, sondern wirkliche Wesen; wären es Teufel; so müßten sie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abscheulich seyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorstellungen derselben Wohlgefallen finden wollten. Alles Vergnügen, was man aus dergleichen Schriften schöpfet, alle Bemühungen, seinen Geschmack daraus zu bilden, wären alsdann sündlich. Damit wären uns denn auf einmal alle

griechische und lateinische Autoren aus den Händen gerissen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrschaft. Und aus der der blindeste Aberglauben in der Religion. Wer erkennets nicht für den arglistigsten und gefährlichsten Anschlag Julians gegen die christliche Religion, da er den Christen das Lesen der heidnischen Schriftsteller untersagte? Auch habe ich hier einen großen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion sehr wichtige Dienste geleistet hat, und in dessen Schriften ich mich erinnere gelesen zu haben, daß man eben aus diesem Grunde heidnische Schriftsteller, ohnerachtet der anstößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen solle. Wer dieser Mann ist? Kein andrer, als unser trefflicher Luther, der auch darinnen sein scharfsichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle itzt nicht wieder auffinden; aber ich stehe dafür; und ich habe im Nachsuchen noch manche Stelle gefunden, die seine Hochachtung für die heidnischen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verschiedene Komödien des Plautus lesen, ja die Komödien des ersten sogar auswendig lernen sollen.*) Er empfiehlt

*) Im Unterricht der Visitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21 S.

pfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Lesen heidnischer Bücher. *) Er glaubt, „Gott „habe darum solche heidnische Bücher“ (und er nennt unter denselben ausdrücklich den Homer und Virgil,) „gegeben und er„halten, daß in ihnen die Heiden gewissermaßen, „und in Absicht auf das weltliche Regiment „ihre Propheten, Apostel, und Prediger haben „sollen; wie denn Paulus der Kretenser Poeten, „Epimenides, ihren Propheten nenne. **) Wie „könnte man, so sagt er bald hernach, seiner einen „Fürsten oder König auf Erden malen, denn die „Heiden haben ihren Herkulem gemalet? Was sollte „man mehr wünschen an einem weltlichen Fürsten, „wenn er Herkules Thaten gleich wäre? ***) „Endlich preist er es für eine Wunderthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben. ****) Würde wohl Luther also haben

*) In Auslegung des 101. Ps. Luthers Werke 6. Th. 204. S.
**) Ebendas.
***) Ebendas.
****) Gleichwie Gott in seinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, so hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht so gemein gemacht, wie die Kieslinge auf der Gassen, sondern ihnen auch selten einen

reden können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm gepriesenen Schriftsteller, absonderlich Homer und Virgil, anders gewesen, als Herolde der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules, den er doch als ein Muster der Fürsten rühmet, was sonst, als selbst ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beschaffenheit und dem herrschenden Tone unsers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äußerst, gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Christenthum annehmlicher zu machen, wesentliche Lehren desselben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemeßne Form umschmilzt. Das heißt, in seinem eignen Gebiete sengen und brennen, um nur nicht besorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geschehen möchte. Indessen hat man sich auch vorzusehen, und das

feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort also thut. Denn es ist noch keiner gekommen, Homero oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Augusto gleich, und so fort an, bleibt auch unter den Heiden solche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, sondern lauter Gottes Gabe ist, wo sie etwas sonderlichs gewest oder gethan haben. Ebendas.

das besonders in so kritischen Zeiten, als die unsrigen sind, daß man die Forderungen der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was sie wirklich enthalten; nicht durch Zumischung unnützer und unnöthiger Hypothesen selber verschulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beseelet, sey noch so wohlgemeynt; er kann uns über die Verspottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Freygeisterey, welchem man sie dadurch Preis giebt wird viele reizen, dem Geschmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und besonders junge Gemüther. Denn wenn, wie itzt, bey dem Flore der schönen Wissenschaften zugleich Freygeisterey herrschet; so haben diese ohnedieß von der Zuversicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmäßigen Geschmackssucht sehr viel zu fürchten, und lassen sich in einem Paroxysmus von Schöngeisterey um so viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da sie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Christenthums zu kennen und zu schätzen. Wenn man nun so offenbar falsche, und dabey den schönen Künsten so nachtheilige Vorschriften für Foderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentschlossen auf dem Scheidewege stunden, oder

oder noch mit zweifelhaftem Fuße die ersten Schritte zum Unglauben thaten, verderben, und selbst der Freygeisterey in die Arme stoßen? Und das sollte eine geringe Sache seyn? Ich will itzt nicht darauf bestehen, was bey so sonderbaren unstatthaften Grundsätzen aus den bildenden Künsten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten sind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entschuldigungen, deren Sie mich selbst gern entlassen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünsche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorsteht, auch Ihre Gesundheit verneuen, Ihren bisher so stark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiste seine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge. Ich bin unverändert,

der Ihrige

* * * * *

Christian Fürchtegott Gellerts

Leben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-146971817-18/fragment/page=0211

Nachricht.

Man hat geglaubt, daß es den Lesern der Gellertschen Werke nicht unangenehm seyn würde, wenn man dem Leben des sel. Gellerts, des Herrn D. Cramers Ode und Herrn Weißens Elegie auf dessen Tod mit beydrucken ließ, zumal da die erste mit einigen Strophen vermehrt und zugleich verbessert worden: der Herren Denis und Mastaliers Gedichte aber, weil sie beweisen, in welchem Ansehen ein Gellert auch außer unserer Kirche gestanden habe. Endlich hat es der Verleger für seine Pflicht gehalten, das ihm in der St. Johanniskirche allhier errichtete Denkmal dem Publico im Kupferstich vorzulegen, und jedem Exemplar der Lebensbeschreibung einen Abdruck beyzufügen. Seine Absicht ist zugleich, die zum Theil nunmehro weit entfernten

fernten Herren Contribuenten, deren Namen hier bemerkt worden, zu überzeugen, daß Ihr gütiger Geldbeytrag dem Endzwecke gemäß angewandt worden.

Eine

Eine von den schönsten Grabschriften des Alterthums ist die Grabschrift des Epicharms von Cos: Nützlich waren seine Lehren für die Jünglinge und groß ihre Anmuth. Man hat von diesem pythagoräischen Weltweisen zu wenig Nachrichten, als daß man sicher genug beurtheilen könnte, was für Ansprüche er auf eine so rühmliche Grabschrift hatte. Doch ein Philosoph und zugleich ein komischer Dichter, wie er, der in seinen Lustspielen die nützlichsten Lehren der pythagoräischen Schule unter seinen Mitbürgern auszubreiten, und dadurch ihre Gesinnungen und Sitten zu verfeinern suchte, verdiente schon deswegen bekannter zu bleiben. Die kleinen Ueberreste seiner Gedichte beweisen, daß Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth unterscheidende Vorzüge seiner Art zu denken und zu schreiben waren. Er hatte überdieß eine glückliche Gabe zu scherzen; Sokrates lernte die Kunst seines Dialogs von ihm und so gar Plato ahmte ihn nach. Seinen Werken prophezeyte Epicharmus selbst ein rühmliches Schicksal. Ich bin gewiß, sagte er in einem seiner Gedichte, man wird auch meiner Unterweisungen nicht vergessen; es wird schon jemand nach mir erscheinen und meine Gedichte von dem Wohlklange des

Verses entkleiden, sie in einem andern Gewande mit vielfarbigtem Purpur schmücken und so von andern unübertroffen andre leicht übertreffen.

Nicht eine jede Nation hat das Glück einen Epicharmus zu haben. Der unsrige ist Gellert, der, wenn unsre Zeiten nur für ihn ein lebhaftes Gefühl der ihm schuldigen Dankbarkeit behalten können, unsrer Nachwelt auch bekannter bleiben wird, als der Grieche blieb, welcher seiner Grabschrift gewiß nicht würdiger seyn konnte, als es der Deutsche ist. Unsre Nation muß entweder ihren eigenthümlichen Charakter verlassen, oder Gellerts Andenken, welches keines eitlen Geräusches schwärmerischer Lobeserhebungen bedarf, hat auch die Angriffe des tadelsüchtigen und neidischen Stolzes nicht zu fürchten, welcher eine undankbare Erniedrigung bestätigter Verdienste für einen sichern Weg zu einem gleichen oder noch größern Ruhme halten kann. Er hat gerechte Ansprüche auf die Fortdauer seines Namens. Gründen sich dieselben gleich nicht auf solche außerordentliche Handlungen, welche bloß die Einbildung in Erstaunen setzen, und allein eine Neubegierde, die nichts als Neubegierde ist, unterhalten können, so verdient er doch mit den Männern unvergeßlich zu bleiben, die durch schöne und gemeinnützige Werke des Geistes, noch

mehr

mehr aber durch die Schönheit ihres Herzens und die Würde ihres Beyspieles den Geschmack ihrer Zeiten und ihre Sitten verbessert haben und für die Jugend, besonders aus den höhern Ständen der menschlichen Gesellschaft Führer zur Religion und Tugend geworden sind. Gellerts Vorzüge waren Tugenden, die, wie seine Schriften gefallen, die, ohne gegen das Lob der Menschen unempfindlich zu seyn, doch vornehmlich sich bestrebten, von einem höhern Richter nicht verworfen zu werden, und auch eben deswegen mit einer allgemeinen Verehrung belohnt worden sind.

Christian Fürchtegott Gellert wurde im Jahr 1715. zu Haynichen in Sachsen gebohren. Sein frommer Vater, Christian Gellert, war daselbst der zweyte Prediger, der sein Amt funfzig Jahre mit einer vorzüglichen Treue verwaltete, und als Oberprediger in seinem fünf und siebzigsten Jahre starb, nachdem er von mittelmäßigen Einkünften dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geize entfernten Sparsamkeit erzogen hatte. Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, war eine redliche Gehülfinn ihres Mannes und eine rechtschaffene Mutter, immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer ungeheuchelten Gottseligkeit gleich in

ihrer Kindheit einzuflößen und sie ihnen sowohl durch den Reiz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eignen Beyspiels angenehm und liebenswürdig zu machen. Sie erwarb sich durch ihr gutes und sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidige und wohlthätige Menschenfreundinn an ihrem Orte ein unvergeßliches Andenken. Ihr hohes Alter wurde ihr durch die Freude leicht und angenehm, ihre drey ältesten Söhne in dem Besitze solcher Bedienungen oder Aussichten zu sehen, die nur eine auch in ihren Wünschen für ihre Kinder allezeit bescheidne Mutter hoffen konnte, um bey ihrem Tode, der in ihrem achtzigsten Jahre erfolgte, die Welt mit einem ruhigen und freudigen Gemüthe verlassen zu können. Der älteste Sohn, Friedrich Lebrecht, war sächsischer Oberpostcommissar, und überlebte den Schmerz, seinen zweyten Bruder verloren zu haben, nur einen Monat. Ihr zweyter Sohn leistet noch itzt seinem Vaterlande in dem Amte eines Oberhüttenverwalters und Bergcommissionsraths in Freyberg, durch seine tiefen und ausgebreiteten Einsichten in die Metallurgie, die nützlichsten Dienste. Ihr dritter Sohn, Christian Fürchtegott, hatte das Glück, daß sich unter seinen Freunden ein edler Mann fand, der seiner würdigen Mutter die Wohlthaten erwies,

die

die er ihm bestimmt hatte, um dadurch ihr Alter von bekümmernden Sorgen zu befreyen. In diesen Söhnen genoß sie des Trostes und der Belohnung ihrer Frömmigkeit, auch an ihrer Familie ein Beyspiel zu sehen, daß die Welt oft die vorzüglichsten Beförderer der menschlichen Wohlfahrt aus dem Schooße nicht sowohl des Ueberflusses, als vielmehr einer tugendhaften Mittelmäßigkeit erhalte.

Die öffentlichen Schulen in den kleinen sächsischen Städten sind so eingerichtet, daß man darinnen nicht allein in den ersten und unentbehrlichsten Erkenntnissen der Religion, sondern auch in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterwiesen wird; ein Unterricht, der allezeit schätzbar ist, selten aber über das Nothdürftige geht! Die gemeiniglich geringen Einkünfte ihrer Lehrer, überheben sie kaum der ängstlichsten Sorgen für ihren Unterhalt und diese lassen ihrem Geiste, wenn sie auch Geschicklichkeit zum Unterrichte der Kindheit haben, doch nicht so viel Heiterkeit und Muth, daß sie ihre Gaben mit Freudigkeit gebrauchen, und in der Hoffnung beßrer Aussichten auch vermehren könnten. Ihr Unterricht kann also nicht sehr vollkommen seyn, und wird es niemals werden, so lange die Staaten die erste Bildung der Jugend nicht für ein so wichtiges Augenmerk der Regierung halten lernen, als

sie ist. In einer solchen öffentlichen Schule empfieng Gellert den ersten Unterricht. Man kann sich leicht vorstellen, daß den unterscheidenden natürlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens ihre Entwicklung nicht sehr erleichtert worden sey. Was bey der gemeiniglich einförmigen, und den Kindern oft verdrießlichen Art des Unterrichts, und bey der Härte, die ihn zu begleiten pflegt, fast alle Knaben lernen müssen, das lernte auch er, und zugleich, (wiewohl nicht ohne den Verlust vieler unschuldigen Freuden, welche, dem Wachsthume der Seele unbeschadet, Kindern bey einer bessern Einrichtung der gemeinen Unterweisung erhalten werden könnten,) Geduld, Unterwerfung und die im Leben so nöthige Geschicklichkeit, vielerley Beschwerden mit Gelassenheit zu ertragen. Zu dem Schätzbaren, was die bürgerlichen Sitten in kleinen Städten haben, gehöret die in der Nothwendigkeit gegründete Sorgfalt der Geehrten darinnen, ihre Kinder nicht zu verzärteln, damit sie gewisse kleinere Bequemlichkeiten des Lebens frühzeitig entweder entbehren, oder sich dieselben durch ihre eignen Bemühungen verschaffen lernen. Nicht weniger schätzbar ist die Mühe, die sie anwenden, die Ihrigen gegen das Glück eines guten Namens empfindsam zu machen, damit sie alles, was demselben

schädlich

schädlich ist, sorgfältig vermeiden mögen; eine Mühe, welche für das gemeine Wesen sehr nützliche Folgen hat, wenn gleich die erste Quelle davon selten erkannt wird. Gellert lernte beides sehr früh. Die tiefen Eindrücke davon auf seine Seele wurden Grundzüge seines Charakters. Bey dieser seiner ersten Erziehung konnte freylich das, was bey allen von der Natur begünstigtern Seelen anfangs nur ein Funke ist, nicht so schnell als bey einem Pope zur Flammen werden. Dennoch erinnerte er sich des Unterrichts seiner ersten Lehrer stets mit einer rührenden Dankbarkeit. Nicht selten rühmte er den jungen Gelehrten, dem er von seinem Vater auf einige Zeit zur besondern häuslichen Unterweisung übergeben worden war, um zu höhern Schulen vorbereitet zu werden. Besonders pries er die Strenge, womit derselbe ihn zu gewissen Verrichtungen angehalten hatte, welche man im Fortgange des Lebens, wenn es die Umstände erlauben, seinen Bedienten zu überlassen pflegt, um von ihren Diensten Bequemlichkeiten zu haben, die man leicht für Bedürfnisse hält, die aber Gellert in seinem ganzen Leben, auch bey seinen so schwächlichen und siechen Umständen weder brauchte noch vermißte. Auf gleiche Weise erinnerte er sich mit Vergnügen und Dankbarkeit, in seinem achten Jahre von einem Anver-

wandten zu mancherley kleinen häuslichen Geschäfften, die mit der Bestimmung zum Gelehrten, keine Verbindung haben, angehalten worden zu seyn. Ich habe, sagte er in seinen kurzen unvollständigen Nachrichten von sich selbst, die man unter seinen Papieren gefunden, dadurch wenigstens gehorchen lernen; eine treffliche Kunst! Bey einer solchen Erziehung wächst der Geist des Menschen langsamer; er wird aber doch frühzeitig an eine nützliche Geschäfftigkeit gewöhnt. Ungefähr in seinem eilften Jahre schrieb er zu Bestreitung seiner kleinen Ausgaben Rügen, Kaufbriefe, Documente und gerichtliche Acten ab. Deswegen pflegte er zuweilen im Scherze zu sagen, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbüchern und Contracten mehr Werke seiner Hand aus seiner Jugend aufzuweisen hätte, als die Welt von seinem Geiste aus seinem ganzen übrigen Leben aufzuweisen haben würde. Dieses half mir, sagte er, so viel, daß ich die Briefe, die ich aus der Fürstenschule an meinen Vater schrieb, gar artig im Canzelenstyle schrieb, und um ein Stück Kleidung in der Sprache bat, worinnen Kläger an einem und Beklagter am andern Theile höhern Orts um ihr Recht anhalten. Angenehm würde es seyn, wenn man die natürliche Lust und Anlage, welche Gellert zur Dichtkunst hatte, bis zu ihrem ersten

Ursprunge

Ursprunge und der frühsten Entwickelung dieses edlen Keimes verfolgen könnte. So viel wissen seine vertrautesten Freunde, daß auch sein Vater die Poesie liebte, selbst zuweilen Gedichte schrieb und zugleich ein allzuliebreicher Vater war, als daß er irgend einer natürlichen Fähigkeit und Neigung seiner Kinder hätte Gewalt anthun sollen. Auch sein älterer Bruder, der Oberpostcommissar, hatte viel Anlage zum Poeten, und rühmte sich zuweilen scherzweise gegen ihn, daß er ihn in der Dichtkunst unterrichtet hätte. Ein junger Anführer zur Dichtkunst; denn der Schüler empfand den Trieb, ein Dichter zu werden, schon in seinem dreyzehnten Jahre, ehe er auf die Schule gieng, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder funfzehn Stützen, um seinen völligen Einsturz zu verhindern unterstützt, und so viele waren damals der gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlaßte den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen, und jede Stütze wünschte ihm Glück. Das Gedicht, sagte er, muß nicht unrecht gewesen seyn; denn gewisse Leute haben es immer noch auswendig gewußt, und, wo ich mich

nicht sehr betrüge, meinen andern Arbeiten vorgezogen. Auf den ersten Versuch folgten bald andere; er wünschte selbst, daß er sie nicht alle den Flammen aufgeopfert hätte, um mit einigen Exempeln beweisen zu können, wie leicht ein Geist, dem es nicht an natürlicher Begeisterung fehlt, ohne von Lehren und Regeln geleitet zu werden, und noch mehr ohne vortreffliche Muster gesehen zu haben, auf viele Jahre und nicht selten auf immer verloren seyn kann. Diese Gefahr ist noch größer, wenn er sich zuerst nach verwerflichen Mustern bildet. Eine Phantasie, die in ihren ersten Bewegungen eine unglückliche Richtung erhält, wird schwer zum Gefühle des wahren Schönen zurückgebracht werden. Ich erinnere mich nicht, ob Raphael bey den ersten Versuchen seines Talentes zur Malerey gothische Stücke vor sich hatte, oder ob sein Auge gleich nur von der schönen Natur gerührt wurde, aber wenn er nach gothischen Mustern arbeitete, und dennoch ein Raphael wurde: welche Bewunderung verdient er nicht! Gellert hat oft gefürchtet, er würde nie einen sichern Geschmack erhalten haben, wenn er nicht zum zweytenmale nach Leipzig gekommen wäre, und sich in der Gesellschaft seiner in schärfern Urtheilen geübtern Freunde zu einem zuverläßigen Gefühle des wahren Schönen gebildet hätte. Er

urtheilte

urtheilte unstreitig zu furchtsam von sich und gab aus Bescheidenheit seinen Freunden einen Vorzug, den sie nicht annahmen. Auch seine ersten Versuche hatten schon zuweilen eine gewisse ihm eigne Schönheit; zum Exempel der Anfang eines Liedes auf den Abschied einer Freundinn:

Als ich von dir Abschied nahm,
Immer gieng und wieder kam;

ein Anfang, dessen sich einige seiner Freunde wegen des schönen malerischen Zuges in dem zweyten Verse noch mit Vergnügen erinnern. Gellert würde also auch ohne Freunde zu einem richtigen Geschmacke gekommen seyn. So viel bleibt indeß gewiß, daß Jünglinge, welche einander rechtschaffen und zärtlich genug lieben, um einander in den Versuchen ihres Geistes keine Fehler wider die Regeln und Grundsätze des guten Geschmackes übersehen zu wollen, durch eine so freundschaftliche Critik sehr gewinnen müssen.

Unter allen Stiftungen, welche zur Vorbereitung der Jugend auf die Erlernung einer reifen und dem gemeinen Wesen wohlthätigen Gelehrsamkeit errichtet worden sind, giebt es keine, die vortrefflicher wären, als die fürstlichen Schulen in Sachsen sind. Ihre Einrichtung im Ganzen ist immer ihrem Endzwecke angemessen gewesen. Die Stunden

des

des Unterrichts und diejenigen, worinnen sich die Lernenden theils auf den Vortrag ihrer Lehrer vorbereiten, theils auch das Erlernte wiederholen oder selbst vorzutragen versuchen sollen, wechseln in einer so weisen Ordnung ab; die Schüler haben so wenig Zeit zum Müßiggange und zur Verschlimmerung ihrer Herzen und Sitten, daß wenn ihre Lehrer ihre Pflichten kennen und auszuüben wissen, die Universitäten aus diesen ersten Pflanzschulen der Gelehrsamkeit Ankömmlinge erhalten müssen, die zu reifern Unterweisungen sehr vorbereitet sind. Eine von diesen Schulen, Meißen, war es, wo Gellert mit den Sprachen der Griechen und Römer auch die besten ewigen Muster der Beredsamkeit, der Dichtkunst und eines gesunden schönen Geschmackes in allen Arten von Schriften hätte kennen lernen müssen, wenn in den damaligen Zeiten nicht fast in allen gelehrtern Schulen von Deutschland, und selbst auf den Universitäten, diejenige verkehrte Art, die Alten auszulegen und die römische und griechische Sprache zu lehren, geherrscht hätte, welche Ernesti in Geßners Leben so treffend gezeichnet hat. Man ließ sie von Wort zu Wort übersetzen; die Redner und Dichter nicht anders, als die Geschichtschreiber, ohne dieselben das, was darinnen vornehmlich Aufmerksamkeit verdient, bemerken zu lassen.

lassen. Der Schüler sammelte und lernte Redensarten daraus; man wurde angeführt, diese in Sprachübungen anzubringen, die den stolzen Namen von Nachahmungen hatten; man erhielt aber keine oder doch nur dürftige Kenntnisse von den Schönheiten der Griechen und Römer, von dem unterscheidenden Charakter eines jeden, und von dem, was darinnen bewundert und nachgeahmt zu werden verdient, oder nachgeahmt werden kann. Lehrer müssen selbst vortrefflich unterrichtet seyn, wenn sie die ihnen anvertraute Jugend, die anmuthigsten und zugleich die geradesten Wege zu einer sichern Empfindung des Schönen und Nützlichen führen sollen. Man muß hinzusetzen, daß es unter den damaligen Gelehrten eben so wie im vorigen Jahrhunderte fast für ein Verbrechen gehalten wurde, sich um seine Muttersprache zu bekümmern, oder was noch itzt Männer, welche doch selbst ihren gesunden und richtigen Geschmack dem Leser der Alten zu danken haben, nicht glauben wollen, oder können, daß es möglich oder nöthig und nützlich sey, auch im Deutschen, was man richtig gedacht hat, richtig und angenehm auszudrucken. Eben darum ist es nicht zu verwundern, daß Gellert, ob ihm gleich Horaz, Virgil, Homer und andre Griechen und Römer erklärt wurden, damals doch

an

an einem Günther, dessen nun vergeßne Verse von den Hallerischen und Hagedornischen Gedichten noch nicht verdrängt waren, und zugleich an Neukirchen und Hanken Geschmack gewinnen und sie zu seinen Mustern wählen konnte. Man findet darüber in seinen obgedachten unvollständigen Nachrichten von sich selbst eine Anmerkung, die seinem Herzen zur Ehre gereicht. Auf der Fürstenschule, sagt er, hat das Lesen der Güntherischen Gedichte aus meinem Geiste einen feuerspeyenden Aetna gemacht, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in meiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte. Ich habe daher in den Jahren meines gereinigten Geschmackes Günthern nie ohne Ekel in die Hände nehmen können. Neukirch mit seinen Satyren, die Hanke mit seinen eignen Werken herausgegeben hat, hätte mir auf die höchste Staffel der Vollkommenheit helfen können; so allgemein war der Beyfall, womit er zu seiner Zeit gelesen wurde! Ich war in der Gefahr, in einem Gedichte Copie von Günthern, Neukirchen und Hanken zugleich zu werden; allein ihr Ruhm war zum Glücke für mich von keiner langen Dauer. Möchten doch junge Leute, die Lust zu schreiben haben, nie Versuche wagen, ohne Kenner zu rathe

zu

zu ziehen, nie mit sich selbst zufrieden zu seyn, sondern demüthig um ihr Urtheil bitten, und ihrem Urtheile eben so demüthig folgen! Wie viele Zeit, die sonst verderbt wird, und wie viele Kräfte, die sie in Gefahr sind, zu verschwenden, würden sie durch einen solchen Gehorsam erkaufen! Dergleichen nützliche Betrachtungen machte Gellert über alles, was seinem Gedächtnisse noch aus seiner Jugend gegenwärtig war. Allein ob er gleich die Mängel seines damaligen Unterrichts nicht verkannte, so redete er doch allezeit mit lebhafter Dankbarkeit von seinen meißnischen Lehrern, und pries besonders ihre Sorge für die Bildung seines Herzens und seiner Sitten. Auch wurde sein sanftes melancholisches Auge allezeit, fast bis zum Glanze heller, wenn er sich erinnerte, daß er in dieser Schule mit Gärtnern und Rabenern gelebt hatte, mit denen er in der Folge die vertraute und zärtliche Freundschaft errichtete, die so viel zum gemeinschaftlichen Glücke ihres Lebens beytrug.

Die Kränklichkeit seines Körpers, dessen Gesundheit von seiner ersten Kindheit an schwach und zärtlich gewesen zu seyn scheint, ob er gleich nie zu einer weichlichen Pflege desselben gewöhnt worden ist, oder sich selbst dazu verwöhnt hat, äußerte sich schon zuweilen in Meißen. Fünf Jahre hatte er daselbst

studirt,

studirt, als er in das Haus seines Vaters zurückkehrte, und sich da noch einige Zeit zum akademischen Leben vorbereitete. Er gieng im Jahr 1734. nach Leipzig. Hier hörte er über die Philosophie Adolph Friedrich Hofmannen, über die Historie und Litteratur Jöchern, Christen und Kappen, über die theologischen Wissenschaften aber, denen er sein Leben zu widmen beschlossen hatte, Klausingen und Weisen. Hofmann, von Rüdigern gebildet, war ein scharfsinniger Philosoph, der es indeß mit einem noch größern Ruhme und Glücke gewesen seyn würde, wenn er mehr Geschmack an den Philosophen des Alterthums, weniger Eifersucht wider Wolfen, weniger Begierde, das Ansehen dieses Weltweisen in der Welt zu verdunkeln, und zugleich mehr Fähigkeit, natürlich und deutlich zu denken und zu reden gehabt hätte. Allein er verwechselte oft dialektische Spitzfindigkeit und Tiefsinn mit einander, und entfernte sich nicht weit genug von denen, die aufgelegter zur Erfindung neuer Kunstwörter, als zur Entdeckung neuer Wahrheiten sind. Gleichwohl hörte ihn Gellert mit großer Begierde, schrieb seine Vorlesungen wörtlich nach, und bewunderte, wie er sagte, ihn öfter, als er ihn verstand, bescheiden genug, solches seiner Unfähigkeit zu tiefsinnigen Entwicklungen

lungen schwerer Begriffe zuzuschreiben, ob er gleich, was er nicht begriff, nicht selten bloß darum nicht einsah, weil es nicht verstanden werden konnte; denn man sieht aus allen gellertischen Arbeiten, daß seine Seele eben so sehr das Helle im Ausdrucke liebte, als Hofmann die Dunkelheit darinnen zu lieben schien. Indeß schmeichelte sich der Schüler immer mit der Hoffnung, ihn noch besser verstehen zu lernen, wenn sein Verstand mehr Reife erhalten haben würde. Er bewunderte ihn also zu eben der Zeit, da auch Mosheim, dieser erster Verbesserer der deutschen Beredtsamkeit, von ihm bewundert wurde. Nach vier Jahren, die er in Leipzig studirte, ließ ihn sein Vater nach Hause zurückkommen, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger aus seinen Mitteln auf der Universität zu erhalten. Gellert hätte gern eines weiter fortgesetzten akademischen Unterrichts genossen, um seinen Geist noch mehr auszubilden; er unterwarf sich aber mit den kindlichsten Gesinnungen einer Nothwendigkeit, welche schon so viele glückliche Geister mitten in ihrem Laufe zur Gelehrsamkeit aufgehalten und das Ziel, nach dem sie strebten, zu erreichen verhindert hat. Nach seiner Zurückkunft fieng er an, sich auf die Kanzel zu wagen, wiewohl mit Schüchternheit; denn der erste noch vom Schüler gewagte Versuch,

öffentlich zu reden, war nicht der glücklichste gewesen. Dieser kleine, in seinem Leben nicht ganz unmerkwürdige Vorfall verdient als eine von den entferntern Ursachen seiner endlichen Bestimmung mit seinen eignen Worten erzählt zu werden. *) Die erste Probe meiner Beredtsamkeit, schreibt er, legte ich an meinem Geburtsorte in meinem fünfzehnten Jahre ab. Ein Bürger bat mich, Taufzeuge bey seinem Kinde zu seyn, das wenig Tage nachher starb. Ich wollte ihm eine Leichenrede halten, wiewohl mein Vater mir die Erlaubniß dazu ungern gab. Das Kind sollte zu Mittage begraben werden; früh um 8. Uhr fieng ich an, meine Parentation auszuarbeiten, ward spät fertig, verschwendete die übrige Zeit mit seiner Grabschrift, und behielt keine ganze Stunde zum Auswendiglernen Ich gieng indeß beherzt in die Kirche, fieng meine Rede sehr feyerlich an, und kam ungefähr bis auf den dritten Perioden. Auf einmal verließ mich mein Gedächtniß, und der vermeßne Redner stand in einer Betäubung da, von der er sich kaum erholen konnte. Endlich griff ich nach meinem Manuscripte, das actenmäßig auf einen ganzen Bogen geschrieben war, wickelte es vor meinen eben so erschrock-

*) In den angeführten unvollständigen Nachrichten von sich selbst.

schrocknen Zuhörern langsam aus einander, las einige Zeit, legte es dann in den Hut, und fuhr endlich noch ziemlich dreist wieder fort. Man glaubte, ich wäre vor Betrübniß von meinem Gedächtnisse verlassen worden. Viel Gelindigkeit! Indeß hat mich diese jugendliche Uebereilung viel gekostet. Der Gedanke davon verfolgte mich zu jeder Predigt, die ich nachher gehalten habe, und brachte mich zu einer Schüchternheit, die mich niemals ganz verlassen hat. Lerne aus meinem Beyspiele vorsichtiger handeln, hitziger Jüngling! ich war dreist, wurde bestraft, und ärgerte mich hernach oft über meine Thorheit; werde du klüger! Eine nützliche Anmerkung und schon deswegen schätzbar, wiewohl sie es noch mehr wegen des Herzens ist, aus dem sie kam. Wäre es ihm gelungen, sich von dieser Aengstlichkeit wieder zu befreyen; hätte er zugleich eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust, ein festeres und getreueres Gedächtniß gehabt, so würde er, nach einigen noch übrigen jugendlichen Versuchen zu urtheilen, unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen vorzüglichen Rang behauptet haben. Er selbst hatte nur eine geringe Meynung von seinen Gaben zur Kanzel, und glaubte, seine ersten Reden wären nichts als ein Gewebe von trockner Philosophie und mosheimischen Schmucke gewe-

sen. Ueber sein Gedächtniß mochte er Ursache zu klagen haben: *) Ich armer Redner! Acht Tage mußte ich über eine Predigt lernen! Warum habe ich nicht lieber Acten abgeschrieben und dem Glöckner läuten geholfen? Ich hätte meiner Gesundheit nicht geschadet, und hätte ich der Kanzel keine Ehre gemacht: so hätten es andre mit mehr Nutzen und Ruhm gethan. So bescheiden urtheilte er bey allem seinem Verlangen und Bestreben nach der Achtung seiner Nebenmenschen von sich selbst, bescheiden oft bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Talente und Vorzüge. Als ein geistlicher Redner würde er sich durch einen eigenthümlichen Gang seiner Gedanken, durch das Licht seiner Vorstellungen, durch ihre leichte und doch zugleich sinnreiche und anziehende Ordnung; durch seinen hellen, leichten und kurzen Vortrag vorzüglich unterschieden haben. Er hätte gewiß dasjenige gehabt, was man itzt mit einem fremden Ausdrucke das Populäre nennt, wovon man oft mit so viel Geräusche spricht, ohne zu wissen, worinn die schwere Kunst besteht, für die Menge verständlich und doch einnehmend zu reden, sich zu ihrem Gesichtskreise herabzulassen, und das zu treffen, was für sie das edelste und nützlichste ist, ohne kalt, trocken und niedrig zu seyn. Man sieht schon

*) Unvollständige Nachrichten.

schon in seinen jugendlichen Kanzelversuchen die Leichtigkeit, die attische Zierlichkeit und Anmuth, die außer der reifern Richtigkeit seiner Gedanken ihm vor andern so eigenthümlich ist; denn sie unterscheiden sich von seinen spätern Arbeiten im Ausdrucke bloß dadurch, daß er darinnen seinen Perioden mehr Länge und eine rednerischere Rundung gegeben hat. Zu Bestätigung dieses Urtheils verdienen aus diesen frühen Reden einige Stellen ausgezeichnet zu werden, weil Gellert gewiß auch darinnen gefallen wird.

In einer Rede über die Worte Christi: So jemand will den Willen deß thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede, beschreibt er im Eingange mit vieler Lebhaftigkeit, wie leicht es so vielen Menschen werde, die Religion anzunehmen. Man betrachtet sie, sagt der junge Redner, als eine Sache, die nicht schadet, wenn man sie glaubt, die aber sonst in unsre andern Umstände keinen Einfluß habe. Man stößt die Mittel des Heils eben nicht mit Füßen von sich; man bemüht sich aber auch nicht sehr um dieselben; man glaubt die Lehre Jesu aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Trägheit, um mit einer Handlung bald fertig zu werden, die man doch einmal thun muß, um am

Ende des Lebens selig zu werden. Man entschließt sich, in einem Augenblicke den Himmel, die Hölle, den Tod, das Gericht, das ewige Leben, Gott und Jesum Christum zu glauben, um nur des verdrießlichen Geschäfftes, diese Wahrheiten zu lernen und bekennen zu können, bald los zu werden. Man wird in einem Augenblicke ein standhafter Bekenner Jesu, ein heiliger Streiter, ein Apostel, und so gar entschlossen, ein Märtyrer zu seyn. So plötzlich ist Paulus, der doch ein Muster einer außerordentlichen Bekehrung war, nicht erleuchtet worden; er mußte sich erst unterrichten, überzeugen und stärken lassen; wir hingegen brauchen dieß in unsern Tagen nicht. Wir kommen, wie spielend, zum Himmel, können uns in einer Minute bekehren, und am Ende des Lebens in einer Minute gläubig und gottselig werden. Aber sehet nur diese Minutenchristen an! Wo ist ihr Glaube, wenn man ihnen zuruft: Zeige mir den Glauben durch deine Werke? Doch wie kann es anders seyn? Wir sind nur gute Christen in unsern Gedanken, und in der Meynung vom Christenthum. Was uns gefällt, das nehmen wir aus den Geboten Christi an; einer dies, der andere das. Wir theilen uns in seine Befehle, wie die Kriegsknechte in seine Kleider! Aber o wir Thoren! Diese Ordnung des Heils steht nicht in der Schrift, sondern bloß in

unserm

unserm zerrütteten Gehirne. Warum fürchten wir uns so vor dem Kreuze Christi? Warum gefallen uns seine Dornen nicht? Warum wollen wir nicht aus seinem Kelche trinken? Warum wollet ihr nicht sanftmüthig, nicht keusch, nicht mäßig leben? Wir wollen die zeitliche Ergötzung der Sünde gern haben. Aber verlangen wir denn nicht in den Himmel? Warum nicht? Also wollen wir selig werden; aber doch das thun, was uns nicht selig werden läßt. Das ist eine neue Religion! So unsinnig war selbst der Heiden ihre nicht! Kann es denn also möglich seyn, daß so viele Menschen den Glauben und eine wahre Ueberzeugung von ihrer Religion haben, für deren Wahrheit sie wohl ihr Leben hingeben wollten? Wer nicht glauben will, um zu thun, was er glauben muß, der glaubt nicht. Wir sind zu träge und unwillig, die Gebotte Jesu zu halten; sie scheinen uns zu schwer. Selbstbeherrscher wollen wir, und nicht Unterthanen seyn. Was ist denn zu thun? Die Bibel ist da. Das Wort Gottes foltert solche Menschen heimlich. Sie wollen anders leben, als sie nach der Lehre Jesu leben sollen; also versuchen sie es entweder gar nicht, lassen es gut seyn und schläfern sich in ihren Sünden ein, oder fangen an, Gott und die Bibel zu läugnen, oder glauben einen Gott und keine Religion, welches Narrheit ist, oder

glauben einen Gott, und machen sich eine eigne Religion, welches Bosheit ist.

Viele glauben, daß ein Gott sey; sie denken sich aber ihren Schöpfer anders, als er ist; sie wollen einen Gott nach ihrem verderbten Willen haben. Er soll nur gütig, gnädig und barmherzig; aber er soll nicht gerecht seyn. Ja, spricht der Spötter, ich kann das nicht begreifen, daß Christus Gott und auch Mensch sey. Du sollst das nicht begreifen; du sollst es glauben. Wenn du die Ordnung des Heils begreifen könntest, was brauchtest du zu glauben? Die Gesetze deines Verstandes würden dich zwingen, was du begreifest, für wahr zu halten, und der Glaube wäre nicht Glaube. Man spricht, wenn ich der Bibel glaube, so muß ich tausend Arten des Vergnügens entbehren. Ich muß mich hüten, meinen Nächsten zu beleidigen; ich werde mich nicht selbst rächen dürfen; ich werde mich der strengsten Keuschheit und Mäßigkeit befleißigen müssen. Aber sage mir, willst du, daß dich jemand beleidigen, jemand hassen, verfolgen und tödten soll? So ein Thor ist noch nicht in der Welt gewesen. Willst du denn, daß dir ein andrer deinen guten Namen, dein Weib, deine Tochter, deine Güter und Schätze schänden, rauben, verunehren und entwenden solle? So ein Narr, der das wünschen sollte, hat noch nie gelebt.

gelebt. Sage mir denn, warum willst du andern thun, was andre dir nicht thun sollen? Warum willst du ihre Zufriedenheit stören? Ueberlegt, meine Brüder, wenn wir alle einander in der Welt aus Liebe dienten; wenn keiner den andern beleidigte; wenn wir alle arbeiteten; wenn es keine Feindschaft, keinen Hader, keinen Betrug gäbe: Wie ruhig, wie glückselig, wie himmlisch würden wir leben! die Welt wäre die Wohnung der Zufriedenheit, ein Paradies, ein halber Himmel! So aber will Gott die Welt haben; das sind die Befehle und Rechte des Höchsten; dieses steht in der Schrift. Kann es wohl ein Wesen geben, welches uns etwas bessers befehlen könnte? — — — Die Gottlosen bekümmern sich nicht um das Zukünftige; sie sehn nur auf das, was vor Augen ist, bekümmern sich nicht um ihre Seele, erzittern vor dem Tode nicht. Sie verkaufen die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele um einen nichtigen Einwurf; um einen falschen Schluß; sie glauben, daß sie sterblich sey, um in ihren Unordnungen nicht von der Furcht vor ewigen Strafen gequält zu werden. Sie verwerfen die Lehre Christi und haben sie nie geprüft, die Geschichte unsers Heilandes, und haben keine Beweise ihrer Erdichtung; sie haben nichts als lächerliche Lehrsätze. Würdet ihr den nicht ver-

lachen, welcher spräche: Es ist kein Luther gewesen, der eine Verbesserung unsrer Kirche unternommen habe; denn ich habe ihn nicht gesehen? Ich habe da nicht gelebt, die Geschichten können trügen. Ein einziger Mann wird so viele Städte und Länder, so viele tausend Seelen nicht durch seine Feder überwältigen. Gehen die Ungläubigen mit der Geschichte Jesu anders um? Haben sie beßre Gründe wider sie, als diese? Schärfere oder eben so unsinnige Beweise, als jene wider Luthern? Ich bin noch ungewiß, ob man so unglückliche Menschen mehr bedauern als widerlegen, mehr verlachen, als bestreiten soll.

Diese Stellen, die nicht selten sind, beweisen, daß in Gellerts damaligen Gedanken Leben und Feuer war; daß er, mehr ausgebildet, auch die trägsten Zuhörer aus ihrer Schläfrigkeit herausgerissen haben würde. Und doch war er in seinen Anwendungen noch feuriger und dringender. So sagt er in eben dieser Rede: Wenn du bekehrt bist, so setze dir vor, eher zu sterben, als wieder zu sündigen. Hast du die Sünde gelassen, so fange an, sie zu verfluchen. Widerstehe dem Satan, so flieht er. Fürchte dich vor dir selbst, versuche aber auch deine eigne Stärke, brauche alle Mittel! Fleuch vor der Gelegenheit, suche die Einsamkeit, laß dich

den

den Engel aus Sodom führen. Bete, ringe mit Gott! Werde nicht müde! Nur angefangen; nur gewagt, ihr Auserwählten, kämpfet, ringet, dort ist die offne Pforte, dort der Hafen, dort der Kranz!

Es könnten noch weit mehr Stellen ausgezeichnet werden, die Lebhaftigkeit, welche seine Gedanken begeisterte, zu beweisen; noch einige mögen genug seyn. In einer Rede will er zeigen, daß es thöricht sey, in der Meynung zu arbeiten, daß man allein durch seine Arbeit sich erhalten könne. Es ist thöricht, sagt er, sich selbst ernähren zu wollen; das heißt, sich etwas anmaßen, was uns nicht zukömmt. Viele Menschen stellen sich an, als ob sie Gott immer in seiner Regierung beystehen müßten. Was sie haben, schreiben sie ihren eignen Bemühungen zu. Sehen sie Frühregen, Spatregen, fruchtbare Zeiten; sehen sie das Gras und allerley Früchte aufgehen, triefen die Fußtapfen des Herrn von Fett; sind die Gefilde schwanger mit Saaten, quellen die Keltern mit Most: so mögen sie auf die erste Ursache nicht zurückdenken, sie halten das alles lieber für eine Nothwendigkeit der Natur; sie verweilen bey den Geschöpfen, ohne zum Schöpfer aufsteigen zu wollen. Sie merken, daß gewisse Gewächse nicht ohne ihre Mühe aufkommen, und darum wollen sie nicht begreifen, warum sie das, wobey

wobey auch sie etwas gethan haben, Gott allein zuschreiben sollen. Sie sehen nicht, daß Gott so zu reden nur gewisse Lücken in der Schöpfung gelassen hat, damit es den Menschen nicht an einer nützlichen Beschäfftigung ihrer Kräfte fehlen möchte. Allein es ist unmöglich, ohne seine Hülfe sich selbst zu erhalten. Der Herr darf nur die Brunnen am Himmel verschließen, nur die Erde verhärten, nur die Fluren überschwemmen, nur die Sicheln in Schwerdter verkehren, nur der Sonne mehr Feuer geben; Gott kann in einer Minute verderben, worüber wir Jahre gebaut und zehn Jahre gesammelt haben. Hängt denn kein Feuer in den donnernden Wolken? Frieren keine Schlossen in der Luft, welche die Gefilde zerschmettern? Haben wir nichts von theurer Zeit, von Mißwachs, und von andern Plagen gehört, womit Gott die Länder heimsucht? Erhalte dich doch in solchen Zeiten mit deiner Arbeit! Iß doch, sättige dich, wenn nichts da ist, deinen Hunger zu stillen!

Man kann sich leicht vorstellen, daß in diesen Versuchen nicht alle Gedanken eine gleiche Reife und Richtigkeit haben. Eben deswegen hat er selbst sie zur Vergessenheit verurtheilt. Man weis indessen aus sichern Erzählungen, daß er an seinem Geburtsorte viel Beyfall fand; man ermüdete nicht,

ihn

ihn zu hören. Dieß konnte nicht anders seyn; denn zu seiner Zeit war es überall etwas Neues, die Wahrheiten der Religion in einer deutlichen und doch edlen Sprache und mit Empfindung vortragen zu hören; der Jüngling versprach so viel; man mußte von dem Manne nothwendig mehr erwarten.

Seine Umstände erlaubten ihm nicht, sich bloß mit der weitern Ausbildung und Bereicherung seines eignen Geistes zu beschäfftigen. Auf Valentin Ernst Löschers Empfehlung übernahm er 1739. auf ein Jahr die Aufsicht über zween junge Herren von Lüttichau unweit Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten, und mit ihm einen seiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freyberg starb.*) Dieses Jahr zählte er unter die gesündesten und glücklichsten und heitersten seines Lebens, und erinnerte sich immer mit lebhafter Dankbarkeit an die Munterkeit und Freudigkeit, womit er darinnen seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt hatte. Er unterrichtete die Seinigen mit einem vorzüglichen Eifer, betete fleißig und mit Lust, war genau in seiner Selbstprüfung, voll Sehnsucht nach der Tugend, und lebhaft in seinem Hasse gegen das Laster; strenge in seinen Vergnügungen und

*) Unvollständige Nachrichten.

und voll freudiger Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Ein wenig Meißnerwein, sagt er selbst, mit etwas Brodt, erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendiget hatte, oft bis zu dankbaren Thränen. Schon zu der Zeit war er in der Abwartung des Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden gesucht hat, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief geschrieben haben würde. Es kränkte ihn schon, wenn er hörte, daß man an diesem Tage einen Boten von einem Orte zu andern abfertigen wollte; eine Gewissenhaftigkeit, die bey einem ausgebreitetern Ansehen der wahren Frömmigkeit niemand für sehr übertrieben achten würde. Seine frommen Gedanken über die Nützlichkeit einer gewissenhaften Feyer dieses Tages verdienen hier angeführt zu werden. Wir gehen, sagt er, *) mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben sey zum Wachsthume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von allen irdischen Geschäfften losreißen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, dasselbe mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und

*) Unvoll. Nachr.

und stärken, heißt es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufes vorbereiten. Wer den Sonntag würdig feyert, wie kann der wohl die übrigen Tage unwürdig zubringen? Wer ihn elend anwendet, wie kann der an die Pflicht glauben, die übrigen gut anzuwenden? Höre mich, wer du auch seyst, der du dieses lieset: Auf die Anwendung des Sonntags kömmt die Anwendung der Woche an. Vergiß an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Sey ganz der Religion und dem Himmel gewidmet! Fühle die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder. Bete, danke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hinderniße deiner Tugend. Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von ihm, und sey dankbar für diejenigen, die du empfängst. Wir vergessen unsre Schwachheit und unsre Unwürdigkeit unter dem Tumulte der Geschäffte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine gewisse Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsre Unwürdigkeit und seine Hoheit zu erkennen. Diesem Geschäffte sollte der Sonntag gewidmet seyn. Er ist der Tag des Gebets

und

und der Ruhe, worinnen die Seele allein ihr wahres Glück findet. Sey noch so gut gesinnt, noch so eifrig in deinen Pflichten; je mehr du das bist, je gewisser du deines Wachsthums im Guten zu werden scheinst, desto leichter kann ein geistlicher Stolz dich überraschen. Uebe dich also am Tage des Herrn in der Demuth, die uns so schwer wird, und sich oft um so viel weiter von uns entfernt, je näher wir den übrigen Tugenden zu kommen scheinen. Versenke dich tief in die Betrachtung, daß du mit deinem ganzen Daseyn, mit deiner Erhaltung, mit deinem Glücke, und deinem Elende, mit der Kraft deines Glaubens und deiner frommen Empfindungen einzig und allein von der allmächtigen und gnädigen Hand des Vaters aller Wesen abhängst. Empfinde, wie freundlich Gott ist, wie ohnmächtig du ohne ihn bist! Denke nicht allein, daß es Gottes Wohlthat sey, was du im Leiblichen vermagst; das kann noch Stolz seyn, der für Demuth gehalten zu werden wünscht. Du kannst es Gott zuschreiben, und immer die hochmüthige Meynung in deiner Brust nähren, daß du es verdienst, vielleicht vor andern durch eine gute Anwendung verdienst. Zerstöre diesen Stolz der Tugend am Tage des Herrn, und bete! Feyre ihn würdig und scheue die Ueberwindung nicht, welche du deinem Heile schuldig bist. Für die kleinern

nern gesellschaftlichen Freuden, die du aufopferst, wirst du die unendlich hohen Freuden der Religion fühlen, und die Stille des Himmels, die nicht in dein Herz kömmt, wenn es sich nicht von dem Geräusche irdischer Angelegenheiten entfernen gelernt hat. Wie manches vortreffliche Buch kann der Christ zur Erbauung lesen? Wird er dadurch seine Erkenntnisse nicht vermehren? Wird er sich in der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit nicht befestigen, und soll er nicht immer völliger zu werden trachten? Forsche also an diesem Tage in der Schrift, lies eine gute Umschreibung und Erklärung derselben; lies die Geschichte der Religion. Wähle unter so vielen Predigten, die dich am meisten rühren. Saurin, Mosheim, Jerusalem, von Acken, Cramer*) Schlegel, und andre, die ihnen zu gleichen suchen, sind nicht dieses Redner für alle Christen, für starke und für schwache?

Nachdem Gellert seinen Vetter zum nützlichen Gebrauche des akademischen Unterrichts hinlänglich vorbereitet zu haben glaubte, begleitete er ihn 1741. nach Leipzig, sowohl um die Aufsicht über ihn fort-

*) Die Pflicht eines Geschichtschreibers verbietet mir hier, meinen Namen zu unterdrücken, wozu ausserdem nur ein mäßiger Grad von Bescheidenheit gehören würde.

zusetzen, als auch um sich selbst zum Dienste der Welt noch geschickter zu machen, ohne andre Aussichten zu haben, als die ihm sein Vertrauen zur Vorsehung, und seine Begierde, nützlich zu werden, zeigte. Ich hatte wenig, sagt er selbst, als ich Leipzig zum zweytenmale besuchte; aber Gott hat mich auch nicht einen Tag des Nothwendigen mangeln lassen. Ich erinnere mich, bey dem Anblicke dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott, wenn es ihm gefiele, mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, wiewohl ich damals an weiter nichts dachte, als in Leipzig studiren zu können. Gellert hatte die Absicht, Hofmanns Vorlesungen noch einmal zu hören; so groß war seine Achtung für diesen Philosophen, der aber einige Monate nach seiner Ankunft starb. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich mit dem Privatunterrichte einiger Edelleute, vornehmlich aber mit der Bildung seines eignen Geistes und der Erweiterung seiner Einsichten, wobey er sich auch seiner natürlichen Neigung zur Dichtkunst überließ. Nach einer weitläuftigen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit strebte er nicht; denn er fühlte dazu nicht Gesundheit genug, und konnte bey dem Hange seines Körpers zu dem Uebel der Hypochondrie ein anhaltendes Sitzen nicht vertragen. Hätte ich, sagte

er

er, gelehrt seyn sollen, so hätte ich ein Mosheim oder Ernesti werden mögen. Ernesti ist nach meinen Gedanken jungen Leuten allein eine Akademie, über die gewöhnlichen Philologen so weit erhoben, als Mosheim über andre Redner. Mein Latein habe ich aus dem Cicero, den ich oft gelesen, oft laut gelesen und oft Stellenweise abgeschrieben habe. Das Französische lernte ich meistens durch eignes Lesen und Uebersetzen. Keine Sprache ist mir leichter geworden, als die Englische, die ich später lernte, als die übrigen, von denen ich einige Kenntniß habe; die Ursache war, ich hatte einen freundschaftlichen Ebert zum Lehrer darinnen. Weil er fühlte, daß es seinem Geschmacke an einer gewissen Reife fehlte, so suchte er ihm diese Reife zu geben, um desto nützlicher werden zu können. Seinen Freunden, die ihn fragten, wodurch er seinen Geschmack vornehmlich verbessert habe, antwortete er: Besonders durch Ciceros Werke, durch den Zuschauer, durch Rollins Art, die freyen Künste zu studiren, und in der Folge durch den Umgang mit Gärtnern, und mit meinen andern Freunden, den Verfassern der bremischen Beyträge, durch ihre Beurtheilungen, ihren Tadel, und ihr Lob. Der gute Rollin! Ich halte sehr viel auf ihn. Außer diesen Alten und Neuern las ich Quintilians Rhetorik und

Horazens Dichtkunst. So sehr ich Ovids Leichtigkeit bewunderte, so konnte ich mich doch nie überwinden, ihn ganz zu lesen; er ist schön, und doch unreif. Ich halte das Lesen, vornehmlich der Alten, zum Geschmacke für nothwendig, und die wahre Gelehrsamkeit kann es nicht entbehren. Allein das Lesen der alten Philosophen kömmt mir gefährlich vor, weil es eher stolz als weise und gut machen kann. Ihre Sittensprüche sind vortrefflich und bereden das Herz, daß es auch von selbst vortrefflich werden könne. Der Verstand freut sich über die Tugend, die sich der Mensch selbst geben kann; aber das Gewissen widerlegt sehr bald das stolze System, wenn das Herz versucht, durch seine eigne Kraft, fromm zu werden. Seneca ist Stellenweise oft meine Bewunderung gewesen. Las ich ihn im Zusammenhange, so ward er mir nicht selten gleichgültig, und, las ich einige Stunden nach einander, so gar ekelhaft. Gleichwohl war Seneca ein grosses Genie; aber wo er klein ist, wird er es durch die Einförmigkeit seines ausschweifenden Witzes und durch seine so ängstliche Jagd nach dem Sinnreichen. Man sollte die Alten hauptsächlich wegen ihrer meisterhaften Geschicklichkeit schön zu denken und zu schreiben preisen; aber in den Lobsprüchen, die man ihrer Sittenlehre giebt, weniger verschwenderisch

risch oder behutsamer seyn. Sie erniedrigen, ohne daß man es merket; bey jungen Leuten die Moral der Religion, gegen deren Ausübung die gleichgültige und schläfrige Art ihres Vortrages uns schon in der Kindheit gleichgültig macht. Wir nehmen die Form des Christenthums an, ohne doch aus Gründen des Christenthums zu handeln. Auch bleibt uns oft das Göttliche derselben, wenn wir sie gelehrt studiren, unbekannt, und wir bereden uns, wie wir das System aus eignen Kräften fassen können, daß wir auch den Willen der Religion aus eignen Kräften beobachten können. So widerstehen wir der Kraft, die uns ändern soll, bloß dadurch, daß wir nicht würdig genug von ihr denken, und eben die Religion, die uns demüthig machen soll, dienet aus Verkehrtheit dem Stolze zur Nahrung. Warum unterlassen so viele junge Leute das Gebet, gutgesinnte junge Leute, wenn sie nicht heimlich glauben, daß sie sich selbst zur Tugend genug sind? Es ist eine elende Scham, wenn man sich einer höhern Hülfe schämet. Sie wollen dem Geiste Gottes, der unser Herz ändern und heiligen muß, diese Ehre nicht lassen, um sie selbst zu verdienen, richten das Reich einer eiteln Selbstzufriedenheit in sich auf, glauben, sich beherrschen zu können, fallen in Sicherheit und daraus in Laster, die der Jugend so

gefährlich sind. Wollte Gott, man lehrte uns in den frühen Jahren des Lebens die Religion nicht wie ein Handwerk, man führte uns auf das Göttliche und Liebenswürdige, das sie hat, und lehrte uns, daß wir eben diese Religion, wie unser Verstand fortwächst, auch fortstudiren, und ihre Wahrheiten zu beständigen lebendigen Antrieben machen müssen, unser Herz zu bessern, und ohne den Gehorsam gegen ihren Willen keine wahre Ruhe des Herzens zu hoffen. So würde ihr Licht unsern Verstand in allen Verhältnissen des Lebens das sehen lassen, was unsre Pflicht und unser Glück ist. Wir würden einsehen, daß dieses Leben eine Uebung auf die Ewigkeit seyn müsse; daß es ohne Ewigkeit ein Räthsel und ein Nichts; daß der Glaube an einen göttlichen Erlöser die größte Hoheit des Herzens, die ganze Summe der menschlichen Glückseligkeit und die Weisheit des Himmels sey; daß der, so nicht glauben will, eben der Vernunft entsagen muß, auf die er so gern stolz seyn möchte. Hätten diese Gesinnungen und Empfindungen tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen, ehe wir Gelehrte würden: So könnten uns die Alten, die den menschlichen Geist so sehr verschönern können, nie schaden; sie würden uns nur nützen; der gute Geschmack, den wir ihnen zudanken hätten, und die Gelehrsamkeit, die wir aus diesen Quellen schöpften, würde

de eine ehrerbietige Dienerinn der Religion und Tugend, und nie, auch nicht einmal durch ihre Gefälligkeit, den Stolz des menschlichen Verstandes zu nähren, zu ihrem Nachtheile gemißbraucht werden.

Ohne sich in Betrachtungen über Betrachtungen einzulassen, sieht man leicht, daß Gellert nicht nur auf die Verfeinerung seines Verstandes und seiner Einsichten, sondern, was eines jeden Menschen vornehmste Sorge seyn sollte, eben so eifrig auf die Verbesserung seines Herzens dachte. Sein Auge war unverwandt auf die Religion gerichtet; und daher kömmt es, daß alle seine Arbeiten die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend mehr oder weniger zum Augenmerke haben, und die Vorwürfe nicht fürchten dürfen, welche viele Geister von den edelsten und schönsten Talenten wegen ihres Mißbrauches von ihren Lesern und auch von sich selbst früher oder später zu fürchten haben.

Gellert war ungefähr wieder ein Jahr in Leipzig gewesen, als die Belustigungen des Verstandes und Witzes erschienen. Der Geschmack ist in Deutschland nun allgemeiner und aufgeklärter geworden, als er damals war. Man mag also itzt von ihrem Werthe urtheilen, wie man will, so ist doch gewiß, daß sie eine unerwartete und zugleich nützliche Erscheinung waren, Deutschland in Bewegung setzten, und zur

Ausbreitung der Lust zum Lesen angenehmer und nützlicher Schriften viel bey trugen. Gellert ließ sich bewegen, Theil daran zu nehmen, und gab einige Fabeln, Erzählungen und Lehrgedichte, mit verschiedenen prosaischen Abhandlungen in diese Monatschrift, die mit einem weit ausgebreiteten Beyfalle gelesen, aber auch bald, wegen einiger darinnen befindlichen Streitschriften, mit Beurtheilungen angegriffen wurden, welche vielleicht nicht allemal ungerecht, aber doch allemal zu hart und zu unfreundlich waren.

Gellerts Freunde wissen, mit welcher Strenge er diese ersten öffentlichen Versuche seines Geistes beurtheilet hat. Einige hat er nicht einmal der Verbesserung würdig geachtet, wiewohl ihm auch diese liebenswürdige Härte gegen seine eignen Arbeiten feindselige Anmerkungen zugezogen hat. Bey allen ihren Mängeln hatten sie so viele sichtbare Schönheiten, daß er, gleich seit seiner ersten Erscheinung unter Deutschlands Dichtern, eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In jedem neuen Stücke sah man zuerst nach, ob eine Fabel oder Erzählung von Gellerten darinnen wäre. Ueberall las man diese, las sie wieder, und wußte sie auswendig. Das Natürliche und Leichte der Erzählung, worinnen nichts gesucht nichts studirt zu seyn schien, der sanfte, unschuldige, men-

schen-

schenfreundliche Ton eines jungen Dichters, der gefallen, vergnügen, und bessern wollte, der, ohne zu beleidigen, scherzte, nie mit Bitterkeit lachte, sondern immer nur mitleidig oder liebreich lächelte, hatte so viel Anziehendes, daß der Beyfall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde. Man darf sich also nicht verwundern, daß er Gedichte, die von den ältesten Zeiten her für die angenehmste Sprache der Weisheit gehalten worden sind, um so viel lieber gewann, je mehr er Anlaß hatte zu hoffen, daß sie ihm glücken, und zugleich ihn seinem Vaterlande werth machen würden.

Um diese Zeit errichtete er mit Johann Elias Schlegeln, dessen ältern Bruder er in Meißen gekannt hatte, eine zärtliche und vertrauliche Freundschaft. Diese gründete sich auf die Talente und moralischen Vorzüge dieses Dichters, der zuerst die tragische Muse nach Deutschland rief. So lange er in Leipzig lebte, war er Gellerts beständiger Umgang, eben so bewundert, als geliebt von ihm. Denn wie gern auch dieser selbst hochgeachtet zu werden wünschte, so konnte er doch andrer Gaben und Verdienste über sich erhaben sehen, oder er schätzte sie vielmehr allezeit höher, als die seinigen. Dieß beweist die Schilderung, die er selbst von seinem geliebten Freunde und von seinen Brüdern entwor-

sen hat. So bald ich Johann Elias Schlegeln kennen lernte, sagte er,*) waren wir auch Freunde. Er übertraf mich an Gelehrsamkeit, Critik und Genie; damals und stets; ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, einer sehr gefallenden Bildung, und einer Lust zu arbeiten, die nicht ermüdet werden konnte. Die schönen Wissenschaften waren seine Freude und sein Fleiß. Gleichwohl sollte er nach dem Verlangen seines würdigen Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beynahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeygehen gehört; aber seinem Vatter zu gefallen, zwang er sich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit einem Eifer, als wenn er ein zweyter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Detanus, wollte ihn aus Bewunderung derselben zu einer öffentlichen Unterstützung verhelfen, um die höchste Würde in den Rechten erlangen zu können. So wahr ist es, daß ein Mann, welcher der alten Sprachen mächtig ist und Geist hat, in kurzer Zeit mit seinem Fleiße in den höhern Wissenschaften mehr, als

*) Unvollst. Nachr.

als glaublich zu seyn scheint, ausrichten kann. Die Griechen und Römer hatte er bereits auf der Schule mit großem Fleiße gelesen, und las sie noch. Er verstand zugleich die Französische, Italienische und Englische Sprache gut, kannte die besten Schriftsteller darinnen, und hatte diese Kenntnisse sich fast ganz allein zu danken. Da er bey seinem Vetter, Spener, dem sächsischen Gesandten an dem dänischen Hofe, als gesandtschaftlicher Sekretair gebraucht werden, und zu dieser Absicht französisch sowohl gut zu reden als gut zu schreiben wissen sollte, gieng er einige Monate zu dem Herrn Mauvillon und lernte beides so gut, daß ihn dieser als einen seiner geschicktesten Schüler zu rühmen pflegte. Er konnte ganze Tage arbeiten, ohne auszusetzen; darauf aber gieng er meistens einen Tag herum, ohne sich zu beschäfftigen, und erholte sich in Gesellschaften. Schlegel stritt von Herzen, wenn man seine Gedichte tadelte, gieng mit dem Trotze eines Poeten hinweg, der, was gut wäre, besser, als sein Kunstrichter zu empfinden glaubte, kam in einigen Stunden demüthig zurück, und hatte die mit großer Hitze vertheidigten Stellen alle glücklich geändert. In seinen Tragödien konnte er ganze Aufzüge umarbeiten, ohne darüber zu klagen. Ein Entwurf zu einem Trauerspiele war ihm eine sehr angenehme Beschäfti-

schäftigung, und er pflegte ihn, wie Racine, oft fast ganz prosaisch aufzusetzen. Ich weis niemanden, der diesen Mann gebildet hätte; sein eignes Genie und Lesen that es. Daß wir kein Bildniß von ihm haben, kränkt mich. Er war blond. Ein paar hellblaue, denkende, halbtraurige, halbfrohe Augen, bald muthwillig, bald ernsthaft, lagen tief in seiner breiten und hohen Stirne. Sein Mund, die Oberlippe etwas aufgeworfen, und seine Habichtsnase gaben seinem Gesichte ein eben so edles Ansehen, als sein beredtes Auge dasselbe angenehm machte. Seine Freunde küßte er mit einem frohen Ungestüme fast so oft er sie sah. Für das schöne Geschlecht hatte er viel Achtung; doch weis ich kein Frauenzimmer, das er bis zur Leidenschaft geliebt hätte. Hätte er aber eins geliebt, und seine Geliebte hätte seine Neigung für das Theater zu arbeiten gemißbilligt, so würde er diese Neigung der Liebe gegen sie, wie reizend sie auch gewesen wäre, vorgezogen haben. Er las seine Verse gern vor, um zu hören, was er zu hoffen hätte, doch deklamirte er sie nicht zum Besten. Ich gieng in seiner Gesellschaft seinem Bruder, Johann Adolph, als er aus Pforte nach Leipzig kam, bis Lindenau zu Fuße entgegen. Dieser gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch

doch ist dieser Schlegel ein Freund von mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichste Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde. Sein älterer Bruder, den er nicht lange in Leipzig genoß, starb in Soroe, wo er bey der Ritterakademie, als ein öffentlicher Lehrer, mit großem Beyfall gelehrt hatte. Ehre denselben, junge Nachwelt, und lerne von ihm; denn er lernte von den Alten! Der vierte Schlegel, Johann Heinrich, in Dännemark an der Universität in Kopenhagen, würde seine Brüder an Güte des Herzens übertreffen, wenn es möglich wäre, sie daran zu übertreffen. Seine Frömmigkeit und das Liebenswürdige seiner Sitten erheben ihn so sehr als sein Verstand, seine Gelehrsamkeit und sein großer Fleiß. Auch der Jüngste ist aller seiner Brüder würdig, und nun ein eifriger und beredter Lehrer der Religion. Das Herz, das dieser hat, das oft unter einer ernsten Miene verborgen liegt und deswegen nicht gleich im Anfange einnimmt, ist doch das empfindlichste und gewissenhafteste Herz. Er wollte durchaus, gleich allen meinen Freunden, in seinen Arbeiten und Sitten getadelt seyn; eine herrliche Eigenschaft eines Jünglings! Er tröstete mich oft in meinen hypochondrischen Stunden! Alle diese fünf Schlegel haben in Pforte und Meißen und in Leipzig studirt, und

viere

viere davon, welche Ehre sind sie diesen Schulen! Denn obgleich der Aelteste, der sich bloß den Rechten gewidmet hatte, seiner Kenntnisse und seines Herzens wegen ein hochachtungswürdiger Mann war, so hatte er doch nicht die Talente seiner Brüder. Aus einem Hause vier so vortreffliche Geister! Blühe du Geschlecht der Schlegel, und nie fehle es dir an Männern, welche die Menschen weise und glücklich machen; nie an Beförderern des Geschmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtschaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters, ruhe immer auf seinen Nachkommen, wie er so sichtbar auf seinen Söhnen ruht!

So voll war Gellerts Herz von seinen Freunden, so rührend die Zärtlichkeit, womit er sie liebte. Seine Seele ergoß sich in ihr Lob, wenn er von ihnen sprach, in seinen Briefen, in seinen Gesellschafften, in seinen Vorlesungen. Immer wünschte er, sie von andern eben so hoch geachtet und geliebt zu sehen, als er selbst sie schätzte und liebte, und er schätzte und liebte sie vornehmlich moralischer Vorzüge wegen. Wo er diese entdeckte, oder zu entdecken glaubte, da wurde gleich so sein ganzes Herz entzündet. Seine Freundschaftlichkeit war mehr, als Temperament. Sie entsprang aus einer wahren und ungeheuchelten Liebe zur Religion und Rechtschaf-

schaffenheit. Er fühlte lebhaft, daß nur die Vorzüge der Tugend liebenswürdig und glücklich machen; und mitleidiger kann keine Bekümmerniß seyn, als die seinige war, so oft er mit Menschen bekannt wurde, die durch den Mangel daran unglücklich und elend waren. Dieß Mitleid bewog ihn alles anzuwenden, was in seiner Macht stand, sie zu bessern und dadurch glücklicher zu machen. Er wurde einige Jahre nach seiner Zurückkunft nach Leipzig mit einem Unglücklichen dieser Art bekannt, der, wie man zu sagen pflegte, im Grunde kein böses Herz hat, von der Wollust aber zur Freygeisterey verleitet, und von dieser zu Ausschweifungen hingerissen worden war, die sowohl seine Gesundheit als seine irdische Wohlfahrt zu Grunde gerichtet hatten. Unter einer eben so schmerzlichen als ekelhaften Krankheit fehlte es ihm sowohl an Gemüthsruhe und Trost, als an Mitteln, sein äußerliches Leiden sich zu erleichtern, und zugleich an dem einzigen, was Verächter der Religion allein noch zu einiger selbst ihrem Körper nöthigen Gelassenheit bewegen kann, an der Hoffnung wieder aufzukommen. Ungeduld und Verzweiflung vermehrten seine Quaalen; und gleichwohl waren keine Flüche noch Verwünschungen so strafbar, die er nicht aus Ungeduld und Verzweiflung wider sich und wider die Vorsehung ausgesto-

ßen

ßen hätte. Gellert, von den schrecklichen Schmerzen seines Körpers, noch mehr aber von dem Elende seiner Seele gerührt, wünschte ein Werkzeug ihrer Errettung zu werden. In dieser Absicht suchte er sich zuförderst seiner Liebe zu versichern, und ihn zu überzeugen, daß er von einem wahren und ernstlichen Mitleide gegen sein leibliches Elend durchdrungen wäre. Weil auch sein Herz wider die Religion so feindselig gesinnt war, daß er ihre Hülfe nicht verlangte, sondern floh, so nahm er sich vor, sein Vertrauen dadurch zu gewinnen, daß er nur die Absicht zu haben schien, seine Schmerzen zu lindern, und ihm das Gefühl seiner Krankheit zu erleichtern. In dieser Absicht that er alles, was er nach seinen Umständen thun konnte, und sammelte, mit aller Schonung seiner äußerlichen Ehre, bey seinen Freunden, um ihm mit allen Erquickungen beyzustehen, welche seine Seele zur Ruhe und zu einem gelassenen und ernstlichen Nachdenken bringen könnten. Er war ungeachtet des Unangenehmen, was seine Krankheit hatte, doch immer bey ihm; immer bemüht, durch kleine Bequemlichkeiten seine Schmerzen zu besänftigen, mit dem angenehmen trauernden Mitleiden in seinem Auge, welches Unglückliche so leicht empfinden, und welches in keinem Auge redender war, als in den seinigen. Das Herz des Kranken wurde

nach

nach und nach erweicht, mäßigte aus Achtung für einen so dienstfertigen und mitleidigen Freund die ungestüme Heftigkeit seiner Ungeduld, Gellerts Betrübniß zu schonen, und da es sich erst gegen die Freundschaft eines liebreichen Mannes zu öffnen anfieng, begang dasselbe nach und nach empfindsamer auch gegen die höhere Liebe zu werden, auf welche es Gellert mit einer zärtlichen Vorsicht und Behutsamkeit aufmerksam zu machen suchte. Der Kranke kam mehr zur Stille, von der Stille zum Nachdenken, vom Nachdenken zur Reue, von der Reue zu ernsthaften Bestrebungen, seine Verzweiflung zu mäßigen, seinen Lippen Gewalt zu thun, und der schrecklichen Verfluchungen, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, sich zu enthalten. Endlich ließ er seinem Freunde nicht bloß die Freyheit, ihn zu erinnern, wenn er in Gefahr war, sich vor Schmerzen zu vergessen, sondern bat ihn auch um diese ihm nöthige Hülfe. Seine Sorge, ob er noch errettet werden könnte, wurde lebhafter, und sein Verlangen darnach immer feuriger. Vor dem hatte er die Lehrer der Religion verspottet; nun sehnte er sich nach ihrem Unterrichte und Troste. Seine Gelassenheit und Geduld nahm mit seinen Schmerzen zu; doch wurde er nicht vom Tode übereilt, und zuweilen schien er Erleichterungen zu erhalten, die ihm

schmeicheln konnten, daß er die Hoffnung der Genesung doch nicht völlig aufgeben dürfte. Gellert sollte die Freude haben, seine Besserung noch mehr zunehmen zu sehen. Er verließ denselben so wenig, als es ihm nur seine übrigen Pflichten erlaubten, und bemühte sich, eben so sehr die Empfindung seiner Unwürdigkeit und einen ernsthaften Abscheu an seinem vorigen Leben, als die Hoffnung seiner Begnadigung zu unterhalten. Der gebesserte Kranke war indeß seinem Tode näher gekommen, als sein für seine Seele so besorgter Freund fürchtete. Eines Tages betete er ganz allein mit dem Kranken; dieser ward plötzlich schwächer, ergriff die Hand seines mit ihm betenden Freundes, dankte ihm, betete, und starb. Gellert von seinem schnellen und ruhigen Tode gerührt, glaubte kaum, was er sah, rief um Beystand, entfernte sich aber, als er sah, daß es hier seiner Hülfe nicht mehr bedurfte, mit zitternder Freude aus dem Hause, voll Dankbarkeit für die Hoffnung, die er hatte, etwas zu Errettung einer unsterblichen Seele beygetragen zu haben.

Man sieht aus dieser Begebenheit, mit welchem Eifer er an der Beförderung der wahren und ewigen Glückseligkeit der Menschen gearbeitet haben würde, wenn ihm die Beschaffenheit seiner Gesundheit erlaubt hätte, seinem Wunsche nach einem Predigt-

digtamte oder Schulämte zu folgen. Noch hatte er über kein sieches Leben zu klagen; aber so gesund war er auch nicht, als man in seinen Jahren zu seyn pflegt. Weil nun zu öffentlichen durch Verordnungen festgesetzten und bestimmten Arbeiten eine zuverläßige und beständige Gesundheit nöthig ist, wenn sie ihre Absicht genug erfüllen sollen, so beschloß er, sich dem Unterrichte der akademischen Jugend zu widmen. Er wählte dazu eine Sphäre, die zwar nicht unmittelbar an die Religion und Moralität grenzt, die er aber in eine genaue und freundschaftliche Verbindung mit ihnen zu setzen hoffte, damit er den Menschen auch dadurch nützen möchte, wodurch ein edler, nach der wahren Unsterblichkeit begieriger Geist am liebsten zu nützen wünscht. Auch für die Frömmigkeit und Tugend giebt es glückliche Umwege zum menschlichen Herzen. Auf diesen wollte sie Gellert dahin führen, oder sie in der Herrschaft, die sie etwa schon über gute junge Gemüther haben möchten, befestigen, obgleich dieses nicht der Erste seiner Endzwecke zu seyn schien. Er setzte sich vor, ihren Geschmack zu bilden, aber auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmacks. In dieser Absicht erwarb er sich die Freyheit auf der Akademie 1744. und 1745. öffentlich zu lehren,

nach der Gewohnheit der Universitäten erst durch die Annahme ihrer höchsten Würde in den freyen Künsten und durch die Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung von der Poesie der Fabeln und der vornehmsten Fabeldichter. Die Geschicklichkeit und Kunst zu unterrichten hatte er sich bereits erworben. Er ward auch darinnen täglich vollkommener, ob er gleich nie diejenige Dreistigkeit auf dem Katheder erlangt hat, die weder Vermessenheit noch Unverschämtheit genannt seyn will, die aber gemeiniglich nur angenommen wird, um dem Auge der Jugend den Mangel einer größern Einsicht und Geschicklichkeit, die ein Lehrer haben sollte zuentziehen; die aber denselben immer viel weniger verbirgt, als ihn eine furchtsame Bescheidenheit befürchten läßt.

Indeß wollte Gellert nicht allein durch akademische Vorlesungen; sondern auch durch Schriften nützlich werden. Wie ihm die Fabeln mit Recht diejenige Gattung von Poesie zu seyn schienen, worinnen er die meiste Stärke hätte, so arbeitete er, als die ersten Stücke der bremischen Beyträge 1745. herauskamen, ganz in der Stille an den seinigen, um seine Freunde auf eine angenehme Art zu überraschen. Seine ersten Versuche von Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen hatten viel Beyfall erhalten. Dadurch aber war er doch nicht zu der Zufriedenheit verleitet worden, welche so viele Schrift-

steller verhindert hat, ihren Werken diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie denselben gegeben haben würden, wenn ein Mißtrauen gegen sich selbst sie angetrieben hätte, mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Ausarbeitung zu wenden. Gellert kannte und fühlte die Nothwendigkeit und die Vortheile eines nur seltnen Mißtrauens dieser Art. Er las seine Fabeln seinem Freunde Gärtner vor, und dann erst der ganzen Gesellschaft seiner übrigen vertrauten Freunde. Dieses geschah nicht lange nach der ersten Einrückung der Preußischen Kriegsvölker in Sachsen. Er verlangte eine genaue und strenge Beurtheilung seiner Arbeit von seinen Freunden. In dieser freundschaftlichen Beschäfftigung ließen sie sich auch dadurch nicht stören, daß zu eben der Zeit seine Wohnung, wo sie in dieser friedlichen Absicht sich versammelt hatten, von einigen preussischen Officieren durchsucht wurde, um zu erfahren, ob nicht etwa der General Sibylsky daselbst versteckt seyn möchte.

Unter seinen damals verfertigten Erzählungen ist die Schilderung einer Betschwester besonders merkwürdig. Diese hatte ihn auf die Gedanken gebracht, seine Gaben zu den Werken des Geschmacks auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen. Denn obgleich schon

Johann Elias Schlegel seinen geschäfftigen Müßiggänger und seine Pracht von Landheim in dieser Absicht gearbeitet hatte, so waren doch diese beiden Stücke noch nicht gedruckt. Gellert schrieb also seine Betschwester, und überließ sie seinen Freunden, auf ihr Ersuchen, zur Bekanntmachung in den bremischen Beyträgen. Anfangs war er zweifelhaft, ob er nun nicht die Erzählung, welche das Lustspiel veranlaßt hatte, unterdrücken sollte. Seine Freunde sollten dieß entscheiden, und diese waren der Meynung, daß dieselbe eben sowohl, als die Komödie, gedruckt werden könnte. Dieses Stück wurde mit Beyfall aufgenommen, verursachte ihm aber in der Folge viel Kummer. Einige Namen haben Nebenbegriffe, wodurch zuweilen eine gewisse Zärtlichkeit wider Sachen aufgebracht wird, wobey sie nichts anstößiges finden würden, wenn dieselben nur mit einem andern Worte oder Bilde bezeichnet wären. Vielleicht wäre dieser Zärtlichkeit, wenn sie noch unschuldig und nicht selbst eine Frucht oder Art der Scheinheiligkeit ist, in dieser Komödie der Name einer Scheinheiligen weniger zuwider gewesen. Denn wer hat eine wahre Achtung gegen Religion und Frömmigkeit und sollte sich nicht freuen, diejenigen, welche Andacht und Gottseligkeit bloß im Aeußerlichen, oder in einer ausschweifenden Nachahmung ihres

Aeußer-

Aeußerlichen suchen, einem ernstlichen Mißfallen und Abscheue daran Preis gegeben zu sehen? Gellert hatte gewiß bey seiner Arbeit diese Absicht. Man darf zur Ueberzeugung davon nur seine Erklärung darüber in der Vorrede zu seinen Schauspielen lesen. Es bedarf hier keiner Untersuchung über die Sittlichkeit des Theaters, keiner Betrachtung der Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses öffentlichen Vergnügens, das an Höfen und in großen Städten fast zu einem Bedürfnisse geworden ist. Neuere Philosophen, als Rousseau und Alembert, und auch neuere Gottesgelehrten sagen sowohl für das Theater, als wider dasselbe so viel Unbestimmtes, wodurch die Entscheidung mehr erschwert als erleichtert wird, daß man sich eine allzulange Ausschweifung erlauben müßte, wenn mon die dahin gehörigen Fragen in ein neues Licht setzen sollte. Es mag schwer seyn, zu entscheiden, was getreue Zeichnungen guter und böser, liebenswürdiger und verhaßter, edler und niederträchtiger Charaktere im Schauspielhause auf die Zuschauer oder im Lesen auf die Leser für Eindrücke machen können, wenn man dabey den verschiednen Zustand ihres Gemüthes in Betrachtung zieht. Es mag schwer seyn, aus dieser Kenntniß diejenigen Regeln herzuleiten, welche Dichter beobachten müssen, wofern sie nicht allein

vergnügen, sondern auch nützlich werden wollen. Auch ist es schwer zu entscheiden, wie sehr die unausbleibliche Empfindung von Vergnügen über die Kunst der Nachahmung, über die Schönheit der Malerey und über das Reizende der Vorstellung selbst den Eindruck hindert oder befördert, den jede richtige Bemerkung des Bösen, des Häßlichen, des Verabscheuungswürdigen, des Strafbaren, und des Lächerlichen zum Vortheile einer wahren Liebe und Hochachtung gegen alles Edle, Schöne und Liebenswürdige machen sollte. Man kann überdieß mit keinem philosophischen, oder theologischen Machtspruche bestimmen, was das Theater durch die Verschuldung der Dichter, oder ohnedieselbe für Wirkungen auf die Leidenschaften der Menschen haben; was es diesen für neue Gestalten oder Wendungen geben könne. Das aber ist gewiß, daß sowohl die Theologen, als andere, welche Christen sind, oder seyn wollen, sich in dieser Sache keinen Ausspruch anmaßen müssen, ehe sie sich wohl geprüft haben, ob sie auch alle zu diesem Richteramte nöthigen Einsichten besitzen; denn es ist sehr bedenklich, über die Moralität solcher Vergnügungen, deren Unschuld doch unter gewissen Voraussetzungen und nach einem gewissen Ideale von ihnen selbst eingestanden wird, in einem entscheidenden Tone zu urtheilen. Hat man nicht alle dazu nö-

nöthigen Einsichten, so können dergleichen Urtheile sehr leicht schief gerathen, und zu eben so schiefen und anstößigen Gegenurtheilen Gelegenheit geben. Können sich aber wohl diejenigen darauf einlassen, die, wenn sie auch ihre Moral wissen, doch vielleicht von den Werken des Geschmacks, und ihren Wirkungen auf die menschliche Seele, von der Verbindung, worein sie mit den Lehren der Religion gebracht werden können, von den Regeln dieser Verbindung, und von der Harmonie einer an sich unschuldigen Belustigung des Witzes mit der Tugend nicht genug bestimmte Kenntnisse haben? Fehlt es ihnen an diesen, so gehen sie am sichersten, wenn sie für ihre Nebenmenschen sich auf den allgemeinen Rath einschränken, auch in ihren Vergnügungen alles zu prüfen, das Beste zu wählen, und bey dem Genusse derselben darauf zu sehen, daß sie ihre eigne Unschuld bewahren und von keiner unmoralischen Gleichgültigkeit gegen Dinge, gegen welche sie nicht gleichgültig seyn dürfen, angesteckt werden mögen, weil sie sonst durch ihre Unfähigkeit, bestimmt und zuverläßig genug zu urtheilen, sich der Gefahr bloß stellen, Mißtrauen gegen ihre übrigen bessern moralischen Aussprüche zu veranlassen. Gellert selbst hatte bey seinen theatralischen Arbeiten gewiß die Absicht, am Laster Abscheu, an Fehlern und Thor-

heiten Mißfallen zu erwecken, gute und liebenswürdige Charaktere aber durch eine reizende Vorstellung zu empfehlen und den Menschen angenehm zu machen. Er wollte dem guten Herzen eben so sehr als dem Witze gefallen; man kann also seine Schauspiele nicht ohne Muthwillen oder Einfalt für die Tugend anstößig finden, wenn es auch nicht schwer seyn sollte, besonders in der Betschwester, einige Züge, die etwan eine ängstliche Bedenklichkeit hinweg wünschen könnte, auszulöschen, ohne ihre Schönheit zu vermindern. Hätte er mit Wahrscheinlichkeit einige Anstößigkeit von diesem Stücke befürchtet, so würde er dasselbe gewiß vor dem Drucke eben so willig unterdrückt haben, wie lieb ihm auch seine Arbeiten waren, als er eine in Absicht auf die Poesie schöne Erzählung zernichtete, weil Gärtner ihm die Anmerkung machte, daß sie einigen Lesern zu frey vorkommen und dem moralischen Nutzen seiner Fabeln schaden könnten. Jedoch diese Gesinnungen seines Herzens können nicht unbekannt seyn. Gleichwohl fanden sich in den spätern Jahren seines Lebens Männer, welche ihn aus guter Absicht und Meynung, aber freylich auch aus Unwissenheit in dieser Materie; in ihren Briefen an ihn darüber beunruhigten. Gellert konnte über Aeußerungen dieser Art leicht ängstlich werden. Er hat Männer von Einsicht und

Fröm-

Frömmigkeit, weil er dem Ausspruche seines eignen Gewissens nicht allein trauen wollte, um ihr Urtheil, ob er sich auch wohl Vorwürfe über seine Betschwester zu machen hätte; er wünschte auch wirklich mit großem Ernste, ob sie ihn gleich mit sehr guten Gründen zu beruhigen suchten, daß er dieselbe nicht geschrieben haben möchte. Er würde sogar dieses Lustspiel noch vertilgt haben, wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Um übrigens von dem Werthe nicht allein dieses Stückes, sondern aller seiner Schauspiele, den sie als Werke des Geschmacks haben, richtig genug zu urtheilen, muß man anmerken, daß sie nicht sowohl für die große Welt, als für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt waren, daß überdieß nicht die Sphäre eines bearbeiteten Gegenstandes, sondern die glückliche Bearbeitung selbst den Werth davon bestimmt. Dieß ist der Standpunckt, aus dem sie beurtheilet werden müssen; denn die Höfe hatten damals so wenig als itzt ein deutsches Theater. Die Charaktere seiner Lustspiele sind nicht aus einem fremden Himmelsstriche auf deutschen Boden verpflanzt; keine Gemälde, woran die Phantasie des Dichters mehr Theil hat, als die Wahrheit, sondern getreue Nachzeichnungen der Natur. Reizen gewöhnliche Sitten und Charaktere, die jedermann ganz gesehen zu haben glaubt, weil sie der

allge-

allgemeinen Beobachtung sich nicht ganz entziehen können, nicht so leicht als diejenigen, die durch das Neue und Sonderbare, welches eine lebhafte Einbildung hinzumischt, leichter gefallen und länger unterhalten: so wird man ohne Mühe erkennen, daß es eine Meisterhand seyn mußte, welche dieselben so zu schildern und in einem solchen Lichte zu zeigen wußte, daß Leser und Zuschauer eben so damit beschäfftigt werden, als wenn sie von ihnen zum erstenmal gesehen und beobachtet würden, da er zumal seinem Ausdrucke nicht die geheimnißvolle Miene gab, daß mehr dabey gedacht werden müßte, als er sagt, weil er selbst mehr dabey gedacht hätte. Der Dialog in seinen Komödien könnte weniger periodisch seyn; allein dieß Periodische, welches der Sprache des Umgangs nicht gemäß genug zu seyn scheint, ist vielleicht nicht fehlerhafter, als eine übertriebene Kürze der Unterredung, und das wahre Komische gewinnt durch einen Fehler so wenig, als durch den andern.

Nachdem sein erstes Lustspiel gedruckt worden war, ließ er auch den ersten Band seiner Fabeln und Erzählungen drucken. Sie wurden mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen; nicht nur in Deutschland, welches nun erst zu einem bessern Geschmacke gebildet und gewöhnt wurde, sondern auch unter

unter den Nationen, die schon der Empfindung des wahren Schönen in diesen Gedichten gewohnt waren, und darum von dem Werthe solcher Werke sicherer urtheilen konnten. Sie wurden den Ausländern durch verschiedne Uebersetzungen bekannt, welche immer weit unter ihrem Originale bleiben, und dennoch ehrten die Fremden auch darinnen das Genie des deutschen Dichters mit einem Lobe, das um so viel bedeutender war, je zurückhaltender sie zu allen Zeiten mit ihrem Beyfalle gegen unsre Nation gewesen sind. Diese Gedichte haben so unstreitige und so sichtbare Vorzüge, daß man sie, wenn Jtztlebenden ein solches Urtheil erlaubt werden kann, beständig zu den klassischen Werken unsrer Nation zählen wird. Noch immer gehören sie zu den angenehmsten Unterhaltungen einer sich zu einem guten Herzen und Geschmacke bildenden Jugend; noch haben sie den Beyfall eines Geschlechtes, das näher bey der Natur bleibt, und deswegen auch nach seinem Gefühle sicherer, als das unsrige nach Aesthetiken über das wahre Schöne urtheilt. Noch erzählen gute Mütter sie ihren sich zum Geschmacke bildenden Töchtern; noch würde sich auch der mürrische Weise schämen, mit Gleichgültigkeit oder Verächtlichkeit davon zu sprechen. Die Wahl und die Erfindung des Inhalts, die Absicht, die Ausführung,

rung, die Manier, alles gefällt; alles macht dem Verstande, dem Herzen, und dem Geiste des Dichters Ehre. Er erhebt sich nie so hoch, daß er nur von dem scharfsinnigern und gelehrtern Theile der Menschen gesehen werden könnte; er schwebt aber auch nie so nahe an der Erde hin, daß er von ihnen übersehen zu werden verdiente. Im Schmucke seiner Erzählung herrschet eine weise und überlegte Mäßigung, eine Schönheit, welche gefällt, ohne lange vor dem Spiegel gesessen zu haben, allezeit bescheiden, zuweilen aber auf eine angenehme Art nachläßig; nicht eben aus bulerischer Zuversichtlichkeit zu ihren Reizungen, sondern, ohne es doch selbst zu wissen, aus einem geheimen Gefühle, daß sie keiner außerordentlichen Sorgfalt in ihrem Putze bedürfe. Es giebt unter andern Nationen, und vielleicht auch unter der unsrigen, Kunstrichter, (zum wenigsten wollen sie dafür gehalten seyn) welche für die Größe eines jeden Geistes ihren Maasstab haben, und jedem sinnreichen Werke neben und unter andern seinen von ihren Einsichten und Leidenschaften bestimmten Rang mit einem so entscheidenden Ansehn anweisen, als wenn ihnen dieses Geschäffte vom Geschmacke selbst aufgetragen worden wäre. Allein das ganze Geheimniß besteht darinn, daß man aus der Arbeit eines Dichters eine oder

die

die andere Stelle heraus hebt, sie mit ähnlichen Stellen andrer Dichter vergleicht, diesem oder jenem, wie man will, zum Nachtheile, sich dann auf den Dreyfuß setzt, und sein Urtheil ausspricht; eine Kunst, die mit Circens Zauberstabe viel Aehnlichkeit zu haben scheint; denn nach solchen Orakeln sollte es nicht schwer seyn, einem Homer seinen Sitz neben dem Chapelain, und einem Phädrus den seinigen neben Stoppen anzuweisen. Ueberhaupt sind solche Aussprüche, besonders wenn es Lobeserhebungen sind, nicht viel besser, als die Urtheile der holländischen Blumisten, die eine Tulpe oder eine Nelke bloß darum für Wunder der Schönheit erklären, weil sie einen Strich von Farbe haben, welchen andre in ihrer Art eben so schöne Blumen nicht haben.

Wie empfindlich Gellerten ihr Tadel gewesen seyn würde, läßt sich itzt nicht entscheiden; doch würde ihr Beyfall nicht das Ziel gewesen seyn, nach welchem er gestrebt hätte. Mein größter Ehrgeiz, sagt er in einem Schreiben an einen Freund in Schlesien, besteht darinn, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will, und nicht den Gelehrten in engerm Verstande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr, als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist

mir

mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu sagen, und edle Empfindungen in seiner Seele rege zu machen. Ein so menschenfreundlicher Dichter konnte sich mit Recht freuen, als ein Bauer in Sachsen im Anfange des Winters, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln gemacht hatten, mit einem Wagen voll Brennholz vor seine Wohnung fuhr, ihn fragte, ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte, und ihn mit einem Auge voll Freude und mit vielen Entschuldigungen seiner Freyheit ersuchte, seine Ladung Brennholz zum Merkmaale seiner Erkenntlichkeit anzunehmen. Es giebt Schönheiten, die jedermann empfinden kann, ohne den Aristoteles studirt zu haben, und ein Beyfall, an dem das gute Herz so viel Theil hatte, mußte einen Dichter rühren, der mehr Ursache hatte, sich darüber zu freuen, als er sich den Vorwurf kränken lassen durfte, daß er sich La Fontainen zum Muster genommen hätte. Man will, sagt er, *) daß ich La Fontaine nachgeahmt habe; ich aber sage, Nein. Ich kannte ihn freylich, da ich den ersten Theil meiner Fabeln ausarbei-

*) Unvollständige Nachrichten.

arbeitete; meine akademische Probeschrift beweist es. Ich hatte vorher einige seiner Fabeln nicht ohne Mühe gelesen; aber nicht gelesen, um ihn nachahmen zu wollen. Es war auch um diese Zeit meine Kenntniß des Französischen nicht so groß, daß ich alle Schönheiten eines so feinen Dichters hätte bemerken können. Ich bin kein La Fontaine: eben deswegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht gelesen habe, ehe ich meinen Geschmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich; und ich habe mir auch nie geschmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunst im Erzählen war Glück, Natur, und, wenn ich das stolze Wort brauchen darf, eine gewisse Begeisterung. Ich kannte das Fehlerhafte im Erzählen mehr aus Gefühl als aus Regeln; dieses war besonders im Anfange meine ganze Regel. Ich empfand das Schöne, ohne ein kunstgerechter Kenner zu seyn, und, (hier hätte Gellert sich mit La Fontainens Beyspiele trösten können;) zuweilen empfand ich es, ohne zu wissen, daß es das wahre Schöne war. Dieses ist meine Kunst gewesen. Ich hatte kritische Freunde; das war Glück; ich gab ihren Urtheilen nach; denn sie überzeugten mich. Ich besserte unverdrossen; ich war so klug, nur für Kluge

schreiben zu wollen; das war meine ganze Weisheit. Ich habe nie nachahmen können, und ich glaube, meine Schriften werden es beweisen; sie würden, ich gestehe es, oft mehr werth seyn, wenn ich meine Vorgänger mehr zu nützen gesucht hätte.

Noch vor der Ausgabe des ersten Bandes seiner Fabeln hatte er bereits 1746. sein zweytes Lustspiel, das Loos in der Lotterie, ein poetisches Schäferspiel, Sylvia und das Orackel, verfertiget, dennoch war dieß seinem Fleiße nicht genug. Die Deutschen hatten noch kein Original eines erträglichen moralischen Romanes. Die Franzosen besitzen zwar einen Ueberfluß von erdichteten Geschichten, welche sowohl glücklich erfunden, als auch reizend genug erzählt sind, um in den Stunden der Langenweile müßigen Lesern zu einer angenehmen Belustigung dienen zu können. Allein nur allzuviele von ihnen suchen durch die Hülfe des Vergnügens, welches aus Erdichtungen entspringt, wenn sie die Gestalt der Geschichte und den Reiz der Wahrscheinlichkeit annehmen, nicht die Leidenschaften zu bessern, sondern vielmehr zu unterhalten. Nur allzuviele können sich von dem Geiste der irrenden Ritterschaft, und einer gewissen dem Herzen nur allzugefährlichen Sprache der Galanterie nicht entwöhnen. Schriftsteller von dieser Art finden immer Uebersetzer und Verleger, und

müssen

müssen einen um so viel größern Einfluß auf die Nation haben, die sie liest, je begieriger und häufiger sie gelesen werden. Gellert wollte also einen Versuch machen, ob er diesen so anziehenden Werken des Geschmacks mehr Ernst, mehr Würde, und zugleich mehr Nützlichkeit geben könnte, als die gewöhnlichen Romanen haben, und schrieb 1746. seine schwedische Gräfinn. Seine Wahl in der Erdichtung fiel auf Gemälde von Begebenheiten, welche außer dem Wunderbaren viel Finstres haben, und verriethe ihn nicht eine gewisse Art des Ausdrucks und der Erzählung, so sollte man kaum glauben, daß seine Fabeln und die schwedische Gräfinn Werke von Einem Verfasser wären. Das Verlangen, durch das Vergnügen zu nützen, ist das beständige Gepräge seiner Arbeiten, und dieses läßt sich auch hier nicht verkennen; eine billige Critick wird also den ersten Originalversuch in dieser Gattung sinnreicher Werke mit Nachsicht beurtheilen, wenn er gleich von andern verdunkelt wird, die nach seiner Zeit in derselben berühmt und unsterblich geworden sind.

Schon um diese Zeit erduldete Gellert manche heftige Anfälle von dem Uebel der Hypochondrie, von dem er in seinem ganzen Leben so viel erlitten hat. Bey aller vorsichtigen Enthaltung von

Speisen und Getränken, die es nähren konnten, bey aller Mäßigung in seinen Arbeiten, bey aller Sorgfalt, weder die nöthige Leibesbewegung, noch die ihm zuträglichen Aufmunterungen des Geistes zu versäumen, wurde dennoch seine Gesundheit in seinem männlichen Alter nicht besser. Viele Tage seines nützlichen Lebens waren schon leidenvolle Tage für ihn. Tugend und Frömmigkeit gaben ihm die nöthige Stärke, die ersten schmerzlichen Empfindungen seines Uebels gelassen zu ertragen, und sich von der Furcht eines ihm bevorstehenden siechen Lebens nicht niederschlagen zu lassen. Um sich aufzumuntern und zu trösten, nahm er seine Zuflucht zur Religion, bestrebte sich, den Trost, mit dem sie ein schmerzhaftes Leben erleichtern kann, zu empfinden, und sein menschenfreundliches gegen fremde Noth so empfindsames Herz bewog ihn, die aus dieser Quelle geschöpften tröstenden Vorstellungen, in seinen Trostgründen wider ein siechES Leben, 1747. auch andern mitzutheilen. Man nahm sie mit einem gleichen Beyfalle, als seine übrigen Arbeiten, auf, übersetzte sie in verschiedne Sprachen, und Formey in Berlin erweiterte sie in der Seinigen zu einer ausführlichen Abhandlung. Mentors Charakter in den Trostgründen ist ein Gemälde, zu dem er die meisten Züge von sich selbst genom-

genommen hat, und dieses muß um so viel mehr rühren, je getreuer die Zeichnung der Leiden ist, mit denen er schon fast täglich kämpfen mußte. Sie waren groß; aber sie konnten seinen Eifer, der akademischen Jugend durch seinen Unterricht und Umgang zu nützen, nicht schwächen. Er wußte sich eines jeden heitern Augenblicks zum wohlthätigen Gebrauche seines Genies für die Welt zu bemächtigen. Hatte ihn ein Spatziergang ins freye Feld oder in das anmuthige Gehölz des Rosenthals erquicket, so arbeitete er zu ihrem Nutzen und Vergnügen an seinem Schreibpulte, sammelte, vermehrte und verbesserte seine Lustspiele, die er 1747. in einem Bande zusammen drucken ließ, und gab der Welt zugleich 1748 einen zweyten Theil Fabeln und Erzählungen. In der Vorrede zu diesen bekannte er mit einer bescheidnen Offenherzigkeit sein Vergnügen über die günstige Aufnahme des ersten Theils. Ich weis, sagt er, für den Beyfall der Kenner nicht dankbarer zu seyn, als durch ein offenherziges Geständniß meiner Freude darüber. Man muß das stolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen, durch die man seinen Schriften das Leben gab, aller der Aenderungen und Verbes-

serungen derselben, die oft mehr Arbeit kosten, als das Ganze, und auch aller der Stellen und Einfälle bewußt seyn, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genung seyn, mit widerstehenden Händen wegstrich, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine schätzbare Belohnung, was dem Dichter schon eine zufriedne Miene, womit sich ein verständiger Leser bey dieser oder jener Stelle glücklich aufhält, für ein Lobspruch und ein Beweis ist, daß man die Natur nicht verfehlt, und bey seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestört habe. Werde ich aber auch, fuhr er fort, was ich durch den ersten Theil gewonnen habe, durch den zweyten behaupten können? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schließe auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben, und man wird selten nachläßig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Nach diesem Geständnisse seiner Empfindungen entdeckt er die Ursachen seiner Frage, ob er mit diesem zweyten Theile die Ehre behaupten würde, die er mit dem ersten gewonnen hatte, auf eine für die Dichter und die Kunstrichter sehr unterrichtende Weise. Die Welt

hat

hat für ihn entschieden, und die Nachwelt wird die Entscheidung bestätigen, daß die Fabeln und Erzählungen des zweyten Theils den ersten an den Reizungen der Erfindung und Ausführung nicht weichen, in den Vorzügen aber, womit ein reiferes Urtheil und ein genauerer Fleiß die Schönheiten der Natur erhöhen können, sie noch übertreffen. Vielleicht scheint in diesem Urtheile die Sprache der Freundschaft und Hochachtung zu reden. Allein von Werken des Geistes, die im Ganzen schön und so sichtbar bestimmt sind, die Menschen zugleich zu ergötzen und zu verbessern, kann kein billiger Richter in einer andern Sprache reden, wenn es auch Werke seines Feindes wären. In einer andern Sprache davon zu sprechen, sie ihres Ruhmes berauben zu wollen, und sich ein Verdienst daraus zu machen, oder eine kritische Größe darinnen zu finden, dazu scheint ein Charakter zu gehören, vor dem jeder Rechtschaffene in die Seele deß, der ihn hat, erröthen muß; vor dem aber niemand mehr erröthen sollte, als wer sich dessen schuldig weis. Die besten Werke haben ihre schwachen Seiten, haben Flecken; vor diesen muß man warnen; diese zu bewundern wäre eine Vergötterung, die jeden freyen Geist erniedrigt. Die Fehler, auch der größten Geister, verdienen keine Hochachtung; aber ihre Gaben verdienen sie, und vor-

nehmlich verdient sie der gute Gebrauch derselben. Wenn man diese aus den Augen setzt, so vergißt man die Ehrerbietung, welche man dem menschlichen Geschlechte selbst schuldig ist, dessen Freund niemand mehr seyn konnte, als es Gellert war.

Ungefähr sieben Jahre lang lebte er mit seinen vertrauten Freunden, den Verfassern der Beyträge in einer Verbindung, die sowohl wegen der Aehnlichkeit ihrer Gesinnungen, Gaben, Absichten und Arbeiten mit einander, als auch wegen der unveränderlichen Zärtlichkeit ihrer gemeinschaftlichen Freundschaft nur selten möglich ist. Nunmehr waren sie fast alle von einander getrennt. Zachariä, Giesecke und Klopstock hatten Leipzig verlassen; Conrad Arnold Schmidt wurde nach Lüneburg, Gärtner und Ebert nach Braunschweig, Cramer nach Cröllwitz, und Johann Adolf Schlegel nach Pforta gerufen. Rabener allein blieb noch einige Jahre in seines Freundes Gesellschaft. Diese allgemeine Zerstreuung seiner Geliebten war ihm um so viel empfindlicher, je mehr er sich unter dem Gefühle seines immer anhaltenden Uebels in ihrem Umgange aufzuheitern gewöhnt hatte. Die Anfälle desselben wurden häufiger und heftiger, ohne seinen Eifer in dem Unterrichte der Studirenden zu schwächen, indem er denselben nicht aussetzte, wenn auch

seine

seine Tage noch so traurig waren. Die glücklichern Stunden, die ihm übrig blieben, wendete er, von seinem Freunde Rabener dazu bewogen, theils auf eine Sammlung seiner Briefe, theils auf die Ausarbeitung seiner Lehrgedichte, unter denen der Stolz das älteste zu seyn scheint.

Rabener hatte schon lange gewünscht, daß die Deutschen zu einer freyen und ungezwungnern Schreibart in ihren Briefen gewöhnt werden möchten. Er, der in so mancherley Arten von Geschäfften und Verbindungen so viele Briefe empfieng, und so viele schreiben mußte, empfand vor andern die Nothwendigkeit davon, und urtheilte nicht ohne Grund, daß niemand fähiger wäre, etwas zu einer allgemeinen Verbesserung und zur Verbannung des ihm so verhaßten weitschweifigen Canzeleystyls auszurichten, als ein von der Nation eben so geliebter, als bewunderter Autor, wie Gellert war. Weil er aber die Abneigung desselben vor neuen gelehrten Arbeiten kannte, so suchte er ihn durch eine freundschaftliche List zu diesem Unternehmen mehr zu verleiten, als zu überreden. *) Er that Gellerten den Antrag, in seiner Gesellschaft Briefe ohne Namen herauszugeben, und dazu auch Beyträge von

*) Unvoll. Nachr.

andern Freunden zu verlangen. Unter dieser Bedingung ließ sich sein erst ganz unentschlossener Freund bewegen, aus den Briefen, von denen er einer Freundinn auf ihr Verlangen Abschriften gegeben hatte, diejenigen auszusuchen, die ihm zu dieser Absicht bequem zu seyn schienen. Rabener, sehr zufrieden mit seinem deutschen Plinius, bezeichnete diejenigen, die nach seinem Urtheile nicht gedruckt werden müßten, und fieng nun an, ihn zu einer Abhandlung vom guten Geschmacke in Briefen, und von den Fehlern, welche darinnen vermieden werden sollten, aufzufoderen. Gellert, unfähig seinen Freunden zu versagen, was sie ernstlich wünschten, ließ sich auch zu dieser Arbeit überreden, und nun drang Rabener so lange in ihn, bis er denselben zur Bekanntmachung sowohl seiner Abhandlung, als seiner von ihm gebilligten Briefe vermocht hatte. Um von ihrem Werthe ein richtiges Urtheil zu fällen, muß erwogen werden, was er selbst davon in seiner Vorrede sagt. Es wäre eine sehr kritische Unbilligkeit, von einem Gellert in der Lage, worinn er sich befand, solche Briefe zu verlangen, als Cicero, Plinius oder eine Sevigne geschrieben haben. Briefe von einem römischen Consul, von einem Statthalter in Bithynien, von einer Dame, die mit einem Hofe, wie Ludwigs

des

des Vierzehnten Hof war, in engen Verbindungen steht, müssen von einem anziehendern Innhalte seyn, als die Briefe eines akademischen Gelehrten. Freylich bestimmen nicht sowohl die Größe die Wichtigkeit, und der innre Werth des Stoffes, als vielmehr der Geist und die Bearbeitung das Verdienst des Künstlers und das Anziehende für die Kenner; aber doch ist es für die Güte seiner Werke nicht gleichgültig, was er für einen Stoff zu bearbeiten hat. Giebt es also gleich schönere Briefe, als Gellerts Briefe sind, so folget doch daraus nicht, daß sich ihr Verfasser, oder Deutschland derselben zu schämen habe. Eben so wenig folgt auch, daß andre Briefe bloß darum besser als die seinigen sind, weil ihre Verfasser mehr Mühe anwenden, als er that, sinnreich zu schreiben, und den Leser durch unerwartete, durch höfische oder launische Einfälle zu überraschen. Er machte seine Briefe bekannt, einem Freunde zu gefallen, in der Absicht, andern die Nothwendigkeit eines natürlichen und gefälligen Ausdrucks zu empfehlen, nicht aber mit dem Vorsatze, ein allgemeines Muster aller Briefe zu werden. Von dieser Seite betrachtet, werden sie stets schätzbar bleiben, schätzbarer aber sind sie für diejenigen, die in den Arbeiten des Gelehrten nicht allein den witzigen und scharfsinnigen, sondern auch den guten

Mann

Mann zu sehen wünschen; denn diesen finden sie auch in denen Briefen, von welchen selbst strengere Richter unter seinen Freunden wünschen möchten, daß er sie zurückbehalten hätte, da die Welt doch gemeiniglich mehr zum Tadel als zum Lobe geneigt ist. Er selbst war weit davon entfernt, das Fehlerhafte seiner Briefe zu verkennen. Er hätte sie auch gern verbessert, wenn ihm der Zustand seiner Gesundheit solches zugelassen hätte. Als 1768. seine Werke zusammengedruckt wurden, schrieb er an Schlegeln: An wirkliche Verbesserungen des Textes, liebster Schlegel, ist nicht zu denken, und doch möchte ich insonderheit in den Lustspielen und in den Briefen vieles geändert wissen. Ich habe noch nicht das Herz gehabt, diese anzusehen. Aber ich versichere Sie, ich bin völlig ungeschickt, auch kleine Verbesserungen vorzunehmen, und ich wünschte herzlich, daß bey meinem Leben keine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften veranstaltet würde, sondern daß einer meiner Freunde nach meinem Tode sie zusammen herausgeben, verbessern und einen großen Theil derselben wegwerfen wollte. Wer billiger Empfindungen fähig ist, kann nun urtheilen, ob es für erlaubt gehalten werden könne, gegen einen Mann von solchen Gesinnungen die Critik über seine

Arbei-

Arbeiten nicht bloß bis zur Unfreundlichkeit und Härte sondern bis zur Beschimpfung zu übertreiben.

Auf die Ausgabe seiner Briefe folgten 1754. seine Lehrgedichte und einige Erzählungen, die er schon vor einigen Jahren ausgearbeitet hatte. Die Deutschen hatten seit einiger Zeit angefangen, fast in allen Arten der Gedichte mehr Feuer der Empfindung und Begeisterung und eine höhere, stärkere, und farbenreichere Sprache zu fodern, als in Gellerts Lehrgedichten herrscht. Man darf sich also nicht wundern, daß sie nicht mit dem lebhaften Beyfalle aufgenommen wurden, womit die Welt ihn bey der Erscheinung seiner Fabeln und Erzählungen belohnt hatte. Er wußte es, und wurde darum nicht unzufriedner mit ihnen, als er mit seinen jugendlichen Gedichten war; nicht aus der Neigung, womit Dichter zuweilen die verunglückten Arbeiten ihres Geistes zärtlicher lieben, als ihre besten Werke, um nicht zugleich von der Welt und auch von sich gedemüthiget zu werden, sondern bloß aus einer gewissen, obgleich von aller Eitelkeit entfernten Erwartung ihres Nutzens bey denjenigen, welche auch bloß unterweisende Gedichte gern lesen. Wenn man sein Geständniß gefodert hätte, so würde er gestanden haben, daß er nun weder die blühende Phantasie, noch die Hitze des

Gei-

Geister mehr hätte, von der man vielleicht alle Gedichte gern entzündet sehen möchte; hätte er sie aber auch gehabt, so würde er nach seiner Absicht sich weder der einen noch der andern überlassen haben, wenn dieselben auch ohne seinen Vorsatz eine höhere Farbe davon angenommen hätten. Er wollte den darinnen empfohlenen Lehren nicht mehr Reiz noch Schmuck geben; er wollte sie nur deutlich, nur mit Empfindung sagen, weil er wünschte, daß das Herz des Lesers aufmerksamer auf die Wahrheiten, die er sagen wollte, als auf Schmuck seines Ausdruckes seyn möchte; überzeugt, daß sie auch in einem leichtern Gewande der Dichtkunst gefallen müßten; wenn sie gleich in einem kostbaren und blendernden Kleide den Geschmack mehr vergnügen könnten. Diese Wirkungen werden sie allezeit haben. Es ist unmöglich, seinen Christen zu lesen, ohne sich in dem Wunsche und Entschlusse, ein Christ zu seyn, gestärkt zu fühlen. Der Malerey darinnen fehlt es freylich an starken und schimmernden Farben; sie hat aber bey ihrer sanften Farbenmischung eine stille Schönheit, die immer mehr gefällt, je länger man sie ansieht. Die Empfindung erhebt sich nicht bis zur Begeisterung, nicht bis zur Leidenschaft der Frömmigkeit, und hat mehr die Wärme eines Lenzmorgens als die Hitze

eines

eines Sommertages. Diese kann einen feurigern Umlauf des Bluts wirken; bis auf einen gewissen Grad kann sie sehr angenehm seyn; sie kann aber auch sehr leicht ganz unerträglich werden. Aus diesem Gesichtspunkte muß man seine Lehrgedichte betrachten. Ein wahres, obgleich nur sanftes und ruhiges Gefühl der Tugend wird jedermann darinnen wahrnehmen. Er schrieb besonders den Christen mit vieler Empfindung der großen Wohlthaten des Christenthums, und vollendete ihn bey seinen akademischen Beschäfftigungen in eilf Tagen. „ Möchte ich dieses Gedichte doch, wünschte er, „ bey der Vollendung desselben, zu meiner eignen „ Ruhe verfertiget haben! Möchte mich der Ge„ danke davon in traurigen Stunden aufrichten! „ O Gott, laß es nur meiner Seele zum Vor„ theile dienen! *)

Mit gleich edlen und frommen Wünschen arbeitete er schon seit einiger Zeit an geistlichen Liedern. Diese Arbeit war seinem Herzen noch die feyerlichste und wichtigste, welche er in seinem Leben unternommen hatte. Niemals beschäfftigte er sich mit derselben, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernste seiner Seele sich zu bestreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen sprechen

*) Tageb. v. 1754.

sprechen sollten, an seinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte seine heitersten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillstand in dieser Arbeit, in der Absicht und Erwartung, die Gesinnungen, die er durch seine Lieder in seinem Mitchristen erwecken wollte, in seiner Seele stärker werden zu lassen. Nun will ich, schreibt er in seinem Tagebuche, einige Zeit aufhören; vielleicht läßt mich Gott zu noch bessern Empfindungen kommen. Glaubte er dieselben in einer größern Lebhaftigkeit zu haben, so bestrebte er sich, sie auch so auszudrücken, als nach seiner Kenntniß des menschlichen Herzens die meisten Christen dergleichen Gesinnungen haben können. Er richtete sich, um den Nutzen seiner Lieder allgemeiner zu machen, mehr nach dem gewöhnlichen Maaße ihrer Einsichten und der Kräfte ihres Verstandes, wie auch ihres Gefühls, als nach denjenigen, welche einem ungewöhnlichern und höhern Schwunge des Lobes Gottes und der Andacht im Gebete ohne Mühe folgen können, und mit Vergnügen folgen, ohne deswegen gegen diejenigen Gesänge unempfindlich zu seyn, welche höhern Fähigkeiten angemessen sind. Er wendete zwar viel Fleiß und Sorgfalt auf seine Lieder; gleichwohl wollte er dieselben nicht bekannt machen, ohne vorher das Urtheil seiner Freunde darüber zu Rathe gezogen, und

und sie nach ihren Anmerkungen aufs neue durchgesehen und verbessert zu haben. Seine Freunde in Leipzig, Zerbst, Kopenhagen, Berlin und Braunschweig, denen er sie zusendete, theilten ihm verschiedene Erinnerungen mit, nach welchen er viele Stellen veränderte, ehe er sie dem Drucke überließ. Er sprach von den ihm mitgetheilten Anmerkungen mit einer Erkenntlichkeit, welche beweist, wie sehr er gewünscht hat, seinen Liedern alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Unter meinen Freunden, schreibt er in einem Briefe, haben sich Professor Schlegel in Zerbst, und mein lieber Heyer besonders verdient gemacht. Jener hat sie mehr als dreymal lesen, kritisiren und wieder lesen müssen, und er hat sein Amt mit einer unerbittlichen Strenge und mit besondrer Scharfsichtigkeit gethan. Wenn kann ich ihm genug dafür danken! Dieser hat mich aufgemuntert, wenn ich bey den Verbesserungen derselben den Muth sinken lassen wollte. Der treffliche Mann! Bald ist er mein Censor, bald mein Abschreiber gewesen. Gott gebe, daß diese Lieder ihre Absicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da seyn werde. Es ist unnöthig, über ihren vorzüglichen Werth weitläuftig zu seyn, oder sie wider den ungerechten Vorwurf, daß auch sie Beweise seines Mangels an Genie wären, zu retten.

Die allgemeine Erbauung, die sie gestiftet haben und stiften werden, ist für einen solchen Vorwurf Beschämung und Widerlegung genug. Sie drücken seinen ganzen Charakter aus. Man sieht darinnen seine Empfindung des Praktischen in der Religion, welches er auch in ihren Geheimnissen so leicht fand, seinen redlichen Willen, so gut zu seyn, als diese himmlische Lehrerinn die Menschen machen soll, seine ungeheuchelte Demuth, seine Mässigung in seinen Wünschen, seine zärtliche Menschenliebe und seine eben so ernstliche Begierde, alle seine Brüder unter der wohlthätigen Herrschaft der Gottseligkeit und Tugend glücklich zu sehen. Ueberall reden sie die Sprache der Schrift; aber diejenige vornehmlich, welche, ohne ein tiefes Nachdenken zu fodern, verständlich ist, die Phantasie nicht mit vielen reizenden Bildern unterhält, und doch gerade zu auf das Herz wirkt. Diese Beschaffenheit haben selbst seine Lehrlieder, welche entweder ernstliche Monologen und Ermahnungen an sich selbst sind, oder mehr den Ton einer väterlichen und freundschaftlichen Unterweisung haben, als den rührendern Ausdruck der Empfindung. Die gelehrten Anzeigen von Göttingen ertheilten eine Nachricht davon, deren Verfasser sich seine Art zu denken und zu empfinden gar nicht vorstellt, oder ein Ideal von geist-

lichen

lichen Liedern vor Augen gehabt hatte, nach welchem sich kein Dichter richten wird, dem es um die Beförderung der allgemeinen Erbauung zu thun ist. Der ausgebreitete Nutzen von Gellerts Liedern beweiset die Unrichtigkeit dieses Urtheils. Indessen hat es der Dichter nicht verborgen, daß ihn dieses Urtheil gekränkt habe. Er fürchtete, daß es die wohlthätigen Eindrücke, die er ihnen wünschte, hindern oder schwächen möchte. Diese Furcht aber mußte selbst bey ihm verschwinden, weil es das einzige Urtheil in seiner Art blieb. Sie machten allen wahren Freunden der Religion Freude, und diese mußte ihn beruhigen. Man kann dieselbe nicht stärker empfinden und ausdrücken, als sein Freund Rabener that, und zwar in einem Briefe an ihn, welcher ganz eingerückt zu werden verdient, weil derselbe dem Charakter seines Herzens eben so sehr zur Ehre gereicht, als den Liedern seines Freundes. Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert, schreibt er, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehen wollen. Sie haben ihn ganz, diesen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt;

ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen. Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung. Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen,

da

da sie ihnen in einer so angenehmen und reitzenden Kleidung vorgestellt wird. So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey denenjenigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen. Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz

uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt. Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich keinem andern vorsagen würde, da sie so viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind. Ob ich Ihre Entschließung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem

dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Universität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verschaffen. Tausendmahl habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen! Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können? Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat."

Dieß waren die Eindrücke, welche Gellerts Lieder auf seinen Freund gemacht hatten. Sie erregten gleiche Empfindungen bey allen Verehrern der Religion, und zwar in beiden protestantischen Kir-

chen. Gleich nach ihrer Erscheinung wurden sie in die neuen Liedersammlungen aufgenommen, welche damals in Zelle, Hannover und Kopenhagen für den öffentlichen Gottesdienst besorgt wurden. Die reformirten Gemeinen in Leipzig und Bremen thaten eben dieses, und diesen Beyspielen sind seit der Zeit mehr Gemeinen beider Kirchen gefolgt. Auch unter der römischkatholischen Geistlichkeit haben viele sie nach ihrem Werthe zu schätzen gewußt. Tief in Böhmen, wo man keine Leser der bessern deutschen Schriftsteller erwarten sollte, war ein frommer Landgeistlicher so davon gerühret worden, daß er dieses nicht allein dem Verfasser schriftlich bezeugte, sondern ihn auch sehr ernstlich zum Uebergange zur römischen Kirche zu bewegen suchte; in der Meynung, daß derselbe von der Nothwendigkeit der guten Werke besser denken müßte, als Luther, dessen Lehre er bloß aus seinem Bellarmin oder andern ähnlichen Controversisten zu kennen schien. Dieses gab unserm frommen Dichter Gelegenheit, einem redlichen Manne zu richtigern Vorstellungen von unserm Lehrbegriffe behülflich zu seyn, ohne einen Bekehrer abgeben zu wollen. Selbst aus einem grossen und mächtigen Hause in Mayland erhielt er durch einen Geistlichen, der von Vorurtheilen freyer war, als der Böhmische, sehr rührende Versicherungen

rungen von der Erbauung, die seine Lieder daselbst stifteten, und von dem dankbaren Wohlwollen, das man ihm für alle seine Schriften, vornehmlich aber auch für seine geistlichen Lieder gewidmet hätte. Weil wahre Frömmigkeit und Tugend in keinem Staate gefährlich seyn können, was auch die öffentliche und herrschende Religion für äußerliche Verfassungen und Gesetze veranlaßt haben mag: So waren auch seine Schriften in katholischen Ländern von dem Verbote ausgenommen, welches unkatholische Schriftsteller zu lesen untersagt. In Wien, wo damals noch mit besondrer Strenge über die Beobachtung dieses Verbotes gehalten wurde, fand man Gellerts geistliche Lieder bey einem jungen Herrn, der auf seinen Reisen sich aus denselben erbaute. Dieser befürchtete, daß man ihm nicht erlauben würde, sie zu behalten. Allein der Freyherr van Swieten, den man in diesem Stücke keiner übertriebnen Nachsicht und Gelindigkeit beschuldigen wird, beruhigte den Reisenden, der ihm seine Verlegenheit entdeckte, über seine Furcht, und antwortete ihm: Diese Schriften gehet unser Verbot nicht an; wir alle bewundern Gellerts Werke.

Um eben die Zeit, da Gellert vornehmlich an seinen geistlichen Liedern arbeitete, beschäfftigte ihn zugleich 1756. die Sammlung seiner vermischten

Schriften. Diese wurde ihm von der Unbilligkeit und Gewinnsucht eines Buchhändlers abgedrungen, der seine von ihm selbst längst verworfenen Fabeln und Erzählungen in den Belustigungen mit einigen darinnen befindlichen prosaischen Abhandlungen unter seinem Namen zusammen drucken lassen wollte, und auch sein Vorhaben nicht aufgab; unbeweglich gegen die dringenden Bitten und Vorstellungen, wodurch Gellert schon einige billigere Buchhändler von einem gleichen Vorhaben abgehalten hatte. Um nun die nachtheiligen Wirkungen zu hindern, welche fehlerhafte Arbeiten seiner Jugend auf den Geschmack haben könnten, wenn er sie zu billigen schiene, entschloß er sich, auf den Rath eines seiner Freunde, diejenigen, welche er einer Verbesserung werth zu seyn erachtete, unter die Feile zu nehmen, an einigen, die ganz verworfen zu werden verdienten, durch eine strenge Critik das Urtheil ihrer Verwerfung zu rechtfertigen, ihre Stelle aber mit einigen neuen Fabeln und Erzählungen, und die verworfenen prosaischen Stücke mit bessern Ausarbeitungen zu ersetzen. Er wendete viel Fleiß darauf, um seine Leser auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten, aber nicht ohne Unwillen. Seine Empfindlichkeit über die Zunöthigung, welche ihn zu dieser Arbeit zwang, war gerecht, und er hatte

Ursache,

Ursache, sich über eine solche Gewaltthätigkeit der Gewinnsucht zu beklagen. Man müßte indeß mit diesem oft unvermeidlichen Uebel zufrieden seyn, wenn eine so kühne Unbilligkeit immer so glückliche und angenehme Folgen haben könnte.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäfftigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäfftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studirenden. Er führte sie zu den schönen Wissenschaften an, erklärte ihnen die Gesetze der Dichtkunst und Beredtsamkeit, übte sie in Ausarbeitungen nach ihren Regeln, und gewöhnte sie zu einem gesunden und richtigen Geschmacke in ihren Aufsätzen, zur Liebe des Natürlichen und zur Deutlichkeit und Leichtigkeit in der Schreibart. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und daselbst studirte, einen so grossen Beyfall, daß derselbe mit den Jünglingen aus andern Ständen um den Ruhm der Aufmerksamkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Gellert hatte kein öffentliches Amt suchen wollen. Theils

meynte

meynte er, seiner schwächlichen Gesundheit wegen zur Verwaltung desselben nicht Kraft und Munterkeit des Geistes genug zu haben; theils glaubte er auch aus Bescheidenheit, der Hof habe nicht Ursache, vor andern an ihn zu denken. Allein obgleich die öffentlichen Belohnungen dem Verdienste selten entgegen kommen, und dasselbe noch seltner aufzusuchen pflegen, weil die Eitelkeit Clienten, und der Eigennutz Creaturen haben will, Gellert aber jenes nicht seyn wollte, und dieses nicht werden konnte: So mußte doch der Hof durch seinen ausgebreiteten Ruhm aufmerksam auf seine Verdienste um die Akademie werden. Die Regierung verlangte selbst, daß er um das Amt eines außerordentlichen Lehrers der Philosophie ansuchen sollte, und er ließ sich auch besonders durch seine vertrautere Freunde, Rabenern und Wagnern, dazu überreden. Er erhielt dasselbe 1751. mit einem Gehalte, und hielt nunmehr auch öffentliche Vorlesungen über die Dichtkunst und die Beredtsamkeit vor sehr zahlreichen Versammlungen von Zuhörern. Diese Arbeiten schienen zwar besonders nur die Aufklärung und Verschönerung ihres Verstandes zum Endzwecke zu haben: allein er wußte sie und seinen Umgang mit den Studirenden so einzurichten, daß er dadurch zur Besserung ihres Herzens und zur

Bil-

Bildung ihrer Sitten eben so viel, als zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, bey ihnen beytrug. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten; denn sie hatten alle einen immer offenen Zutritt zu ihm, liebten ihn wegen seines sichtbaren und standhaften Eifers, sie nicht allein weiser, sondern auch liebenswürdiger zu machen. Sie wünschten seine Achtung zu gewinnen, und schon dieser Wunsch konnte sie von Ausschweifungen und Unordnungen zurückhalten. Ihre Herzen empfanden es, daß er ihr eben so aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber, als ihr sorgfältiger und gewissenhafter Lehrer zu seyn suchte. Ein solcher Lehrer mußte viel über sie vermögen, da er sich bemühte, wenn er ihnen mit einem sanften und liebreichen Ernste Frömmigkeit und Rechtschaffenheit als die sichersten Wege zur Glückseligkeit anpries, seinen Ermahnungen ihren angenehmsten Reiz und den stärksten Nachdruck durch die Vortrefflichkeit und Strenge seines eignen Beyspiels zu geben. Gellert hielt keine seiner Vorlesungen, wie geläufig ihm auch ihr Innhalt war, ohne sich darauf vorzubereiten; denn niemand kann ein edleres Mißtrauen zu seinem Gedächtnisse und zu seinen Geschicklichkeiten haben, als er hatte. Alles, was er zu sagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, sondern auch dem Ausdrucke nach;

unermüdet in seinem Fleiße, beides immer sowohl durch ein erneuertes Nachdenken darüber, als durch seine Aufmerksamkeit auf dasjenige, was seinen eignen Einsichten mehr Licht, mehr Richtigkeit und einen größern Umfang geben konnte, zum Nutzen seiner Zuhörer zu erweitern und zu verschönern. Dennoch las er wenig von seinem Papiere, und sprach mit einem eben so freyen als angenehmen Anstande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünstelt und natürlich zu seyn, waren die herrschenden Vorzüge seines Vortrages. Unnöthige Ausschweifungen erlaubte er sich eben so wenig, als ruhmredige Empfehlungen seines Unterrichts oder Verunglimpfungen andrer Lehrer, gleichwie er alle die niedrigen Künste haßte, wodurch zuweilen akademische Lehrer Aufmerksamkeit und Beyfall zu erhalten suchen. Dadurch wurden seine Vorlesungen eine Schule nicht allein der Weisheit, welche zu erleuchten sucht, sondern auch der Tugend, welche bessern will, und derjenigen Bescheidenheit, welche Weisheit und Tugend verschönert und angenehm macht. Er wußte die Studirenden, die sich unter seiner Anleitung im Schreiben übten, unter einer solchen weisen Mäßigung des Lobes und des Tadels zu führen, daß er weder schwächere Köpfe durch

eine

eine allzugroße Strenge von der nöthigen Mühe, vollkommner zu werden, abschreckte, noch durch ein unvorsichtiges und übertriebenes Lob glücklichere Geister zu einem eiteln Mißtrauen und zur Vernachläßigung ihrer grössern Gaben verleitete. Je mehr sie Kenntnisse und Geschicklichkeiten erlangten, desto mehr wußte er von ihnen zu fodern, und er suchte sie dabey immer in einem nützlichen Zweifel an ihrer Geschicklichkeit zu erhalten. Deswegen gestand er oft von seinen eignen Arbeiten, daß ihm darinnen manches mißfiele, womit er vordem sehr zufrieden gewesen wäre. Er bewies auch solches durch genaue Beurtheilungen dessen, was er für fehlerhaft erkannte, um seine Schüler durch diese Härte gegen sich selbst vor aller eitlen Zufriedenheit mit ihren Arbeiten zu bewahren.

Daß in dieser Beschreibung seiner akademischen Bemühungen nicht daß Vorurtheil der Freundschaft, sondern die Wahrheit rede; daß dieselben das waren, was sie nach ihrer Bestimmung seyn sollten, das wissen diejenigen, die Gellerten gehört haben, und die Absichten seiner Vorlesungen beweisen die Entwürfe von den Anreden an seine Zuhörer, mit denen er seinen Unterricht anzufangen oder zu beschließen pflegte. So nöthig auch die Regeln der Beredsamkeit und Poesie sind, sagte

er

er in einer solchen Vorrede zu seinen Unterweisungen in beiden Künsten, so ist es doch gewiß, daß sie uns die Kraft gut zu denken und gut zu schreiben nicht ertheilen. Sie sind Gesetze, zum allgemeinen Besten der Schreibart gegeben; Gesetze, die man wissen muß, aber auch Gesetze, die eine kluge und vorsichtige Anwendung erfodern, und die gleich den bürgerlichen Gesetzen eingeschränkt, erweitert, und in vielen Fällen aufgehoben werden müssen, wenn der Staat des Schönen und des Guten nicht zuweilen darunter leiden soll. Man kann die Regeln der prosaischen und poetischen Beredtsamkeit nicht allein mit dem Gedächtnisse, sondern auch mit dem Verstande gefaßt haben, sich im Schreiben nach ihnen richten, und doch trotz aller guten Regeln schlecht schreiben; auch oft um so viel schlechter, je genauer man der Regel zu folgen meynt. Es bleibt nämlich bey aller Anwendung der Regel immer die Frage übrig, ob die Absicht des Werkes, das Schöne und das Gute, das Nützliche und das Angenehme, das Nachdrückliche und das Rührende erreicht worden ist. Die Entscheidung dieser Frage gehört vor den Richterstuhl nicht der Regel, sondern der Beurtheilung und Empfindung, und eben dieser Geist der Beurtheilung und Empfindung muß in unsern Werken denken und reden, wenn sie beredt seyn sollen.

sollen. Die Uebung darinnen ist insonderheit eine Pflicht unsrer ersten Jahre, wenn wir wollen glücklich schreiben lernen; meine Pflicht ist, Sie meine Herren, zu dieser Uebung zu ermuntern und zu leiten. Ich biete Ihnen deswegen in diesen öffentlichen Stunden meine Critik an, und verspreche Ihnen, daß ich die Arbeiten, welche Sie mir übergeben werden, mit Sorgfalt, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit beurtheilen will. Wenn Sie mich zum Vertrauten und Richter Ihrer Arbeiten machen wollen, es mögen nun poetische oder prosaische seyn, Briefe, Charaktere, Abhandlungen, kleine oder größre Reden, kleine oder größre Gedichte, und ich finde es für gut, so werde ich sie öffentlich vorlesen, und das Schöne oder Fehlerhafte der Einrichtung und Ausführung mit Anmerkungen begleiten, aber niemals den Namen des Verfassers ohne seine Einwilligung nennen. Ist die Arbeit zum Vorlesen nicht glücklich genug gerathen, so will ich dem Verfasser meine Meynung im geheim sagen; denn es ist nicht meine Absicht zu beschämen, sondern zu rathen. Muntre und scherzhafte Aufsätze werde ich dulden; denn ich hoffe keine allzufreye und ungesittete zu erhalten — Dann und wann gedenke ich auch ein schönes Stück eines alten oder eines neuern Scribenten mit Ihnen durchzu-

gehen; denn die Bemerkung des meisterhaften Schönen ist die beste Uebung des Verstandes und des Geschmackes; auch werde ich den Ekel am Schlechten zu erwecken zuweilen eine schlechte Schrift beurtheilen. Denken Sie ja nicht, meine Herren, daß ich Sie, Scribenten zu werden, verführen will. Der Autor muß Genie, einen reifen Verstand und gelehrte Kenntnisse haben; wer diese Eigenschaften besitzt, braucht keinen Anführer, und wer diese nicht besitzt, wird nie ein großer Autor werden. Die Krankheit der Poesie ist eine sehr gemeine Krankheit unsrer ersten Jahre; um mittelmäßige Genies davon zu heilen, will ich Ihnen sagen, was Aristoteles, Horaz, Vida und Boileau zu einem vortrefflichen Gedichte fodern. Wenn Sie dieses kennen und empfinden, so werden Sie keine Lust haben können, nur mittelmäßige Dichter zu werden. Eine andre Anrede, womit er seine Vorlesungen über die Regeln der Dichtkunst beschloß, machet der Einsicht und dem Herzen des Lehrers eben so viel Ehre. Wie glücklich, sagte er, werde ich mich schätzen, wenn meine Bemühungen nicht ganz ohne Nutzen gewesen sind, und ich Ihnen wenigstens bewiesen habe, wie gern ich mich um Sie, meine Herren, und um den guten Geschmack in der Poesie verdient haben möchte. Ich habe Ihnen

zeigen

zeigen wollen, was die Poesie sey; ich habe Ihnen die Bestimmungen und Grundrisse, die Farben und den Ton der verschiednen Arten von Gedichten zu zeigen gesucht; kurz, ich habe Ihnen die Poesie der Sachen und die Poesie der Schreibart durch Regeln und Exempel vortragen wollen. Es ist wahr, diese Regeln werden Sie nicht zu Poeten machen; aber vorausgesetzt, daß Ihnen die Natur Genie dazu gegeben hat, so werden Ihnen diese Regeln nicht unnützlich seyn; die Regeln der Kunst werden dasselbe leiten, und die Beyspiele werden es noch mehr begeistern. Diejenigen, welchen, soll ich sagen, das Glück oder das Unglück Poeten zu seyn nicht bestimmt ist, können unsern Unterricht auf eine andre Art nützen. Sie werden Kenner, Richter, glücklichere Leser der Dichter werden, ohne selbst dichten zu können. Es ist falsch, daß man nicht urtheilen oder tadeln dürfe, wenn man eine Sache selbst nicht besser machen kann. Unsre Regeln oder die Kenntniß der Poesie wird Ihnen einen gewissen Nutzen in der Beredtsamkeit zuwege bringen. Die Verwandtschaft beider Künste ist nur gar zu groß. Ich habe Ihnen insbesondre die löbliche und grosse Begierde, sich beurtheilen und tadeln zu lassen, eigen zu machen gesucht. Ich habe selbst diese Uebung angestellt und oft auf meine Kosten. Lesen

Sie die besten alten und neuern Dichter mit Sorgfalt und Gefühl. Uebereilen Sie sich nicht mit eignen Ausarbeitungen. Wägen Sie Ihre Kräfte genau ab. Regieren Sie Ihr Genie, Ihre feurige Einbildungskraft durch einen strengen Ernst der Vernunft. Lassen Sie Ihre Arbeiten von Kennern lesen, prüfen, und bessern Sie sie sorgfältig. Vergeben Sie sich nichts und denken Sie stets, sich in dieser Arbeit zu stärken, an den Preis des Dichters, an die Hochachtung mehr als eines Jahrhunderts; ein Preis, der zu groß ist, als daß er durch nachläßige Versuche errungen werden kann. Wir gefallen der Welt, wenn wir die Begriffe der Menschen bessern und erweitern; wenn wir Gegenstände wählen, die das Herz rühren, an denen man durch seine Neigungen Theil nimmt; wenn man mit ihnen sich freuet und betrübt, mit ihnen hofft und fürchtet; wenn man ihnen nützliche Wahrheiten zu sichtbaren Dingen, zu Handlungen macht, welche wichtig sind; kurz, wir gefallen, wenn wir mit dem Verstande zugleich das Herz beschäftigen. Der Poet muß sich also selbst in seinem Verstande aufklären, und sein Herz zum Guten erhitzen. Der Geschmack der Natur, der Vernünftigen und der Gesitteten, das ist sein Ziel. Er muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange

Men-

Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beyfall singen; wofern Sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, so sey Ihr Scherz selbst noch lehrreich, oder doch unschuldig und die Heiterkeit Ihres Witzes müsse sich stets mit dem Ernste der guten Sitten und des Wohlstandes vertragen. Spotten Sie, so treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menschen, noch tausendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menschen weise und glücklich machen soll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlösers erhalten haben; ich meyne die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben! Unseliger Gedanke, als müßte man zügellos, als müßte man ein sinnreicher Bösewicht seyn, und seinen Schöpfer, seinen Erlöser, vergessen, um ein Dichter zu seyn. Ein Dichter, der sich den Vorwurf machen muß, daß er durch den Reiz seiner Poesie ein unschuldiges Herz verführt hat; ein Dichter, der diesen Schaden alle Tage und nach ganzen Jahrhunderten nach seinem Tode anrichtet, ist dieser nicht

ein unendlich größrer Verbrecher, als ein Straßenräuber oder Giftmischer? Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie, als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten. Verherrlichen Sie seine Majestät selbst durch Ihre Gesänge und erheben Sie Ihr Herz durch die Vorstellungen von ihm zu Gedanken und Empfindungen, die alles andre übertreffen. Helfen Sie, wenn Sie sich der Gottesgelehrheit widmen, gute geistliche Lieder dichten und einführen, und bedenken Sie, wie viele Millionen Herzen durch einen feurigen frommen Gesang zur Empfindung der Religion gebracht, und durch ihre Empfindung zur Ausübung derselben entflammt werden können.

Unter so edlen gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben schon lange durch das schreckliche Uebel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Dieses Uebel hatte bereits seit dem Jahre 1752. besonders im Sommer angefangen, seine Seele mehr als sonst zu verwunden. Er hielt zwar immer eine strenge Diät, vorsichtig in seiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung, und dennoch waren seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als

ein

er ihn erquickte. Seine Brust litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte seines Geistes wurden von der beschwerlichsten körperlichen Verdrossenheit zu allen seinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand selten die Munterkeit, welche einen gesunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Liebes zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines siechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß schien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt hatte, gegenwärtig zu machen. Wie sehr er auch seine Phantasie durch Vernunft und Religion zu beherrschen wußte, so erfüllte doch dieselbe seine Seele mit lauter traurigen und schwarzen Bildern und erregte Vorstellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten seiner vorzüglichen Wahl und Liebe schienen vor seinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelassen ist, kämpft mit seinen Leiden und sucht sie standhaft zu ertragen. Er hütete sich deswegen sorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt, daß ihn seine Schwachheit hinderte, seine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Uebungen der Gottseligkeit und An-

dacht, nach seinem Wunsche zusammen zu halten, sie vor Zerstreuungen zu bewahren, und diese Pflichten mit voller Lust und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunst und Hülfe der Aerzte linderte sein Uebel nur selten; der Gebrauch sowohl des Lauchstädter Bades, als des Carlsbades, welches er zwey Jahre nach einander als 1753. und 1754. besuchte, verschaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er sich davon versprochen hatte. *) Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtschaffene D. Tilling in Annaberg begleitete, schreibt er von seiner zweyten Reise, war nicht angenehm. Gleich nach den ersten Tagen kam der Wunsch in mein Herz, wieder wegzureisen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundschaft erwiesen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß sey Ihm, der mir Leben und Kräfte zu dieser Reise verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Gesundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, sey Ehre und Herrlichkeit! Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, seine Gesundheit leidlich, wenn er gleich die schwermüthigen Aengstlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mit-

*) Tageb. v. 1754.

Mittel der Kunst überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend noch die sonst so heilsame Bewegung kleiner Reisen, wodurch er sich aufzuheitern suchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geschäfften, noch die Zerstreuung des Gemüths durch verschiedne neue Bekanntschaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn so sorgfältige Achtung und Liebe seiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormaligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Uebel zuweilen zu ruhen schien; wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monate erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm so gar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu verweigern schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtungen ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uebungen des Gebets suchte; desto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Fröm-

migkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäften zu verhüten. Deswegen befliß er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Hut wider die Empfindlichkeit, welche ein sieches Leben zu begleiten pflegt, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unabläßig bemüht war, beschwerlich würde; damit auch unter seiner unwillkührlichen bloß körperlichen Verdrießlichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er allein leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirn, in seinem traurenden Aug, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinen Nebenmenschen

menschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Aeusserliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Namen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebet für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornehmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als in einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer den Wunsch stärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben, und sie in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich seine hypochondrische Unlustigkeit nie weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufes abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher als die Mühe,

die

die er anwendete, über die Zerstreuungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darinnen die Vergrößerung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studiren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre, enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu machen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken. Das Gute, was er that, wünschte er bloß aus Ueberzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen

könnte,

könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommner in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäfftig als begierig, unordentliche junge Leute zu gewinnen, und sie von den Ausschweifungen, die sie begiengen oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn, als das Vergnügen, das ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigern Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Aeltern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufsicht über ihre Sitten aufträgen, die dankbaren Gesinnungen derjenigen, die er unterwiesen und gebessert hatte, und die stärksten Versicherungen aus

vielen

vielen Gegenden von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröstungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem stillen Herzen und in gelassener Ergebenheit zu leiden und in seinen eifrigen Bestrebungen nützlich zu werden durch seine Leiden nicht zu ermüden. Die Vorsehung, die er mit so ernstlicher Gewissenhaftigkeit stets vor Augen zu haben suchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtschaffene Gelehrte oft andern nützlich werden ohne es selbst zu wissen, oder auch vermuthen zu können: So machen auch zuweilen ihre Verdienste auf edelgesinnte Herzen so wirksame Eindrücke, daß sie dadurch zu den schönsten Handlungen der Dankbarkeit und Wohlthätigkeit gereizt werden. Gellert hat davon verschiedene ihm sehr angenehme Erfahrungen gehabt. So schreib ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von Crausen, an ihn, und versprach ihm aus Achtung und Liebe einen ansehenlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürsten Ehre machen würde, und als Gellert solches mit eben so viel Dankbarkeit als Bescheidenheit von sich ablehnte, so ertheilte sein großmüthiger Freund denselben seiner alten ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat,

that, die ein so zärtlicher Sohn unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines Lebens rechnete. Wenn er davon sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen Mannes gegen seine Tugend war. So selten eine solche Güte des Herzens ist, so selten ist auch die Dankbarkeit, womit ein junger preußischer Officier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte.*) Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte schon lange gewünscht, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeugen zu können. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen suchte er ihm bey seinem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gethan hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymal bey einem vertrauten Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. Ach! fieng er auf einmal mit einer schamhaften Offenherzigkeit an: Sie wissen es nicht; ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte

*) Im J. 1754. S. Gellerts Brief an den Gr. M. v. B.

bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde dem Grafen von B. meldet, druckte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen habe?“ —— Nun ich ruhe nicht; Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Itzt kommt Ihr Freund; lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. Ich, fährt Gellert in seiner Erzählung fort, ich nahm das Geschenke, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieses frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld; (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seelen,) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre; eine nicht ganz unver-

unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn; daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich, sagte ich bey mir selber? Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Sollst du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster, und sah gen Himmel —— Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelaßner, bescheidener und

wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet; er will als ein Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört.

Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsterheit und Schwere seines Hauptes und über beschwerlichere Anfälle seines Uebels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen dieser Art seinen Muth aufrecht und stärkten ihn, in seinem Bestreben geduldig zu bleiben und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deswegen beschäfftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit. *) Seine einsamen Spaziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Absicht ihm durch ein beständig erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit

*) Unvollst. Nachr.

lichkeit seines mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu werden. Er bestrebte sich durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Uebungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein eignes Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich, vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein selbst zu haben, sondern auch andern mitzutheilen. Lassen Sie, schreibt er an einen seiner edlen Freunde, das Geräusch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weis, wie viel dazu gehört, unter tausend Verführungen dem Ehrgeize und der Wollust zu widerstehen; aber ich weis auch welch ein edles Herz ich ermuntere. Beden-

ken Sie den Sieg, geliebter Graf: In seinen lebhaftesten Jahren, im Angesichte des Hofes hat er über den falschen Reiz der Wollust und der betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewissens triumphirt! Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit sich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen suchen und in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es giebt elende Geschöpfe, die unsre Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe; die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das sie hochachtet und liebet; das sie gern ewig lieben und bewundern will. Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es

ihm

ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Critik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde ihres Verdienstes, die nicht allein den innern Werth ihrer Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter des Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf Gellerten nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weis nicht, in welcher Schrift, sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen und Absichten angegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Ueberwindung kostete. Ich will, schreibt er in seinem Tagebuche, die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten. Die Welt mag entscheiden, zu welcher Classe von Schriftstellern ich gehöre. In einem

Briefe 1755. sagt er von diesem Angriffe: Der Baron von * soll der Verfasser der Schrift seyn, worinnen ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gern begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der andre kein ehrlicher Mann wäre! O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelassenheit! die Geduld! Doch was wären sie, wenn sie nicht so viel kosteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Psalmen wünsche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, so bemühe ich mich zu denken, daß selbst unser Feind uns weise machen soll. Mancher auf gleiche Weise beleidigter Schriftsteller schweigt, weil er seinen Tadler verachtet; Gellert schwieg, ohne gegen einen solchen Angriff gleichgültig zu seyn, weil er dadurch aufgefodert zu werden glaubte, sich in der Gelassenheit und Demüthigung seiner selbst zu üben.

Die Unruhen des letzten großen Krieges, der seit einiger Zeit 1757. den größten Theil von Deutschland und andre benachbarte Reiche seine Plagen

und

und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Versuches, ob er sich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande seine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er seine Arbeiten, die zeither seine Seele in einer beständigen Anstrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Cammerherrn von Zettwitz zu gehen, um sowohl des Umganges dieses Herrn und seiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, seiner Gemahlinn und seiner Familie zu genießen, deren ihnen so rühmliche und so beständige Freundschaft er unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen, näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Als er in ihrer Gesellschaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er sich bey einem späten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu seinen geliebtern Freunden gehörte. Die Folge der Erkältung war ein heftiges Seitenstechen, welches von einem so starken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er selbst, sondern auch seine Freunde Ursache hatten, seinen Tod zu befürchten. Allein er sollte der Welt noch länger dienen, und die Krank-

heit wurde glücklich überwunden. Die Vorsehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beystand, die sorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieser Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geschicklichkeit seines Arztes, des Herrn D. Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die Boten, welche, dieses geliebten Kranken wegen, dahin geschickt wurden, auf keine Weise aufhalten zu lassen, die zärtliche Besorgniß seiner Freunde, die ihn von Leipzig aus besuchten, waren Wohlthaten, die sein Herz mit brünstiger Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. O mein Liebster, schrieb er an einen Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom Himmel stärkt! Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieses neugeschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch so lange dauerte, wie bald

wird

wird es gleich den vorigen Tagen verschwunden seyn; Mit dergleichen Gesinnungen nahm er das Leben zurück, das er schon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem seinigen, welcher schon seit so vielen Jahren gelitten hatte, konnte sich von einem solchen Angriffe nur langsam wider erholen, und völlig erholete er sich nie davon. Mit seiner zurückkehrenden Gesundheit erneuerte sich auch sein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größre Erleichterung dieses Uebels vorher sah, entschloß er sich, wieder nach Leipzig zu gehen, und sich seinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlassen.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft erhielt er 1758. die Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde des Barons von Cronegk, dessen Verlust ihm um so viel empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. Cronegk, schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage gereist war, an den Grafen M. v. Br., unser Cronegk ist uns den ersten Tag in diesem Jahre entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief

gebeugt! Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete und weinte! Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette noch an verschiedne seiner Freunde in Anspach geschrieben und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzt, in welcher ich seinen Geist mehr bewundre als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Rabe, den andern Utz, der Dichter, und der dritte soll einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler sein Glück zu machen. Mir hat er sein Porträt und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen und soll die Stelle eines liebreichen und anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr

freut

freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn. auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worinnen er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eignen Stande desto mehr gereizt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht.

Auf diese Weise suchte er alles zu nutzen, was die sittlichen Wirkungen seines Unterrichtes bey dem zahlreichen Adel vermehren konnte, welcher, obgleich der Krieg noch immer mit gleicher Heftigkeit anhielt, aus verschiednen europäischen Ländern, besonders aber aus den nordischen Reichen nach Leipzig kam, um sich seine Unterweisungen zu Nutze zu machen. Zeither hatte er vornehmlich über die schönen Wissenschaften gelesen. Verschiedne in seinen

Werken

Werken befindliche Reden an seine Zuhörer bezeugen, wie sorgfältig er alle Gelegenheiten wahrgenommen hatte, auch diese Unterweisungen so moralisch einzurichten, als sie es ihrer Natur nach werden können. Auch hatte er schon einigemal Fordycens Moral erklärt, die ihm vorzüglich gefiel, weil dieser Schriftsteller die Sittenlehre nach Hutchesons Grundsätzen aus der Empfindung des Guten und Schönen in der Tugend herleitete. Dieß aber that seinem Verlangen, die akademische Jugend durch seine Bemühungen zur Rechtschaffenheit und zu edlen Sitten anzuführen, noch keine Genüge. Er entschloß sich deswegen, selbst besondre Vorlesungen über die Sittenlehre auszuarbeiten. Man wünschte zwar noch immer Gedichte von ihm zu lesen; man machte ihm so gar freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß er die Poesie ganz aufgegeben zu haben schien. Allein er glaubte dazu weder Neigung noch Geist genug mehr bey sich wahrzunehmen. Ich empfinde, schreibt er an seinen geliebten Grafen Moritz von Brühl, daß mich der Witz verläßt; zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr schreiben soll. Sagen Sie es also, daß man mir über meine Pausen in meiner poetischen Autorschaft keine Vorwürfe machen müsse; daß niemand verbunden seyn könne, mehr zu dichten, wenn er nicht mehr dichten kann;

daß

daß es auch ein Verdienst sey, zu rechter Zeit aufzuhören, und nicht wie Pope sagt, die letzten beeßigten Tropfen seines Genies auszupressen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun, und kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Existenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit. Doch ich will nicht klagen! Gott ist der Herr von unsern Schicksalen, und unser ist die Pflicht, uns in Demuth auch da zu unterwerfen, wo es uns schwer ankömmt unsre Umstände zu ertragen. Sie sind allezeit besser, als wir sie verdienen, und oft verliert nur unsre Eigenliebe, unser Stolz und nicht unser Glück dabey. Dieß waren seine herrschenden und täglichen Gesinnungen, als er seine eigne Vorlesungen über die Sittenlehre zu verfertigen anfieng. Der Beyfall, mit dem sie angehört wurden, und die Zahl derer, welche sich von diesem liebenswürdigen Mentor in den Lehren der praktischen Weisheit unterrichten ließen, übertraf seine Erwartungen so weit, daß auch deswegen diese Beschäfftigung seines Lehramtes eine seiner geliebtesten Arbeiten wurde. Ihr Werth ist durch den Nutzen, welcher dadurch gestiftet worden ist, so bestätigt, daß derjenige, welcher sich wider ihn erklären wollte, sich dem unwiderruflichen Urtheile eines allgemeinen

Un-

Unwillens Preis geben würde. Akademische Unterweisungen in der Moral müssen freylich nicht in Homilien ausarten; allein sie können methodisch seyn, ohne die Miene der Methode zu haben. Die Wissenschaft des Lebens läßt sich gründlich vortragen; ohne sich ein tiefsinniges Ansehen zu geben. Wenn man sich gleich auf keine gelehrte Anatomie des Herzens einläßt, welche die Neigungen und Triebe desselben bis auf ihre kleinsten Fasern zergliedert, so kann man doch den Menschen so sehr mit sich selbst, mit seinen Verhältnissen und Pflichten bekannt machen, als er seines Glückes wegen werden muß, um über seine Schuldigkeit richtig denken und die Vorschriften der Weisheit, denen er folgen soll, zulänglich kennen zu lernen. Moralische Unterweisungen müssen den Schmuck nicht suchen, noch viel weniger damit überladen seyn. Aber doch werden sie durch Zierlichkeit und Anmuth, den Tugenden, die sie lehren, so wenig nachtheilig seyn, daß dieselben vielmehr dem Herzen dadurch mehr gefallen werden. Und welche Wissenschaft sollte wohl verlieren, wenn der Vortrag des Lehrers eine gewisse Begeisterung seiner Seele für sie verräth, oder wenn sie mehr in der vollern Sprache eines Cicero, als in den abgebrochenen einsylbigten Orakelsprüchen eines Chrysippus redet? Man hat frey-

freylich bey diesem mehr zu rathen; aber ob man auch deswegen mehr lernt, weil man weniger zu empfinden und mehr zu rathen hat, das läßt sich leicht entscheiden. Gellert war, besonders für die vornehmere akademische Jugend, ein vortrefflicher Sittenlehrer, weil er in seinem Vortrage mehr auf das Nützliche, und auf das, was allen Menschen bekannt und immer gegenwärtig seyn sollte, als auf das Neue und Außerordentliche sah; weil er dem, was in der Moral zwar leicht zu verstehen, aber schwer auszuüben ist, den Reiz gab, wodurch es die Menschen in der Aufmerksamkeit darauf erhalten kann, weil er zwar nur die Moral der Philosophie, lehrte, aber einer Philosophie die in der Schule des Christenthums unterrichtet, mehr Licht, und zugleich mehr Kraft zu bessern hat; weil er endlich ihnen die Religion der Offenbarung mit einer rührenden Erkenntlichkeit gegen sie, als eine Führerinn anpries, die dem Wanderer die sichersten Wege zeigt, und ihn zugleich die nöthige Stärke zum Wandel auf diesem Wege mittheilt.

Diese neuen Verdienste um die studirende Jugend erhöhten seinen Ruhm und breiteten denselben immer weiter aus. Das wahrhaftig christliche Genie des Schriftstellers hatte ihn gegründet; der Eifer, die Treue und das Beyspiel des öffentlichen Lehrers erhielt und erweiterte ihn. Wenig akademische

Gelehrte

Gelehrte werden sich rühmen können, in ihren Vorlesungen so viele Zuhörer gehabt zu haben, als er hatte. Ihre Anzahl stieg oft auf vierhundert und darüber. Er nützte aber nicht allein auf dem Catheder. Sein persönlicher Umgang, (und jedermann hatte einen so freyen Zutritt zu ihm, als wenn er sein einziger Umgang gewesen wäre,) seine Miene, seine zwar kurzen aber immer überlegten Gespräche und selbst sein bedeutendes Stillschweigen waren, ohne daß er jemals die Rolle des Pädagogen spielte, gewissermaßen so lehrreich, als seine Vorlesungen. Er vermochte über die akademische Jugend so viel, daß man das Laster auch darum scheute, weil man dadurch aus seiner Gesellschaft ausgeschlossen, oder zu seiner Beschämung nicht von ihm bemerkt und unterschieden zu werden fürchtete. In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten, und dieß Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er geführt wurde. Wer einen rechtschaffenen Hofmeister für seine Familie wünschte, verlangte ihn von

Geller-

Gellerten. Er war in der Wahl derjenigen, die er zu diesem Amte vorschlug, um so viel vorsichtiger, je leichter man sich aus guter Meynung in dergleichen Empfehlungen irren kann, und richtete dabey sein Augenmerk vorzüglich auf den sittlichen Charakter derjenigen, welche er vorschlug. Er gab sich auch viel Mühe, gute Hofmeister zu bilden. Deswegen hielt er nicht nur in besondern Stunden öffentliche Vorlesungen über die Pflichten derselben, sondern machte es sich auch zum Geschäffte, ihnen sowohl auf seinem Zimmer, als in seiner Correspondenz mit ihnen dazu mit guten Rathschlägen und Erinnerungen beförderlich und nützlich zu seyn. Je williger er nun zu allen Arten angenehmer Dienste war, desto mehr Dienste foderte man von ihm. In Leipzig war seit dem Anfange des Kriegs wegen der verschiedenen Armeen, welche Sachsen durchzogen oder behaupteten, eine immerwährende Ebbe und Flut von Fremden, unter denen er durch seine Schriften so bekannt und hochgeachtet war, als bey der Akademie. Obgleich unter dem Geräusche der Waffen Vorzüge, wie die seinigen, wenig Aufmerksamkeit zu erregen pflegen, so wurde er dennoch von allen denen besucht, die Religion und Geschmack ehrten, oder es doch für rühmlich hielten, sagen zu können, daß sie den Mann, der vor andern der Lieb-

ling seiner Nation war, gesehen, gesprochen und gehört hätten. Nicht selten fanden sich bey seinen Vorlesungen so viele Officiere in seinem Hörsaale ein, als wenn derselbe das Vorzimmer eines Generals gewesen wäre. Die königlichen Prinzen des preußischen Hauses, Carl und Heinrich, erwiesen ihm die Ehre sich mit ihm zu unterreden. Er sprach von diesen Prinzen wegen der Menschenfreundlichkeit und Gnade, womit sie Sachsen vor allen unnöthigen Plagen des Krieges zu beschützen und ihnen die nothwendigen Beschwerden desselben auf alle Weise erträglich zu machen suchten, mit der größten Ehrerbietung und Bewunderung. Ich bin, schreibt er an eine seiner Freundinnen, gestern auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich gewesen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen, und ungern wieder von ihm. —— Ich habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedankt, womit er uns die Last des Krieges erleichtert hat. Dieses gefiel ihm —— Haben sie nichts für sich zu wünschen? sprach er, ich möchte ihnen gern dienen —— Nein, gnädigster Prinz, ich bitte um nichts, als um die Fortsetzung Ihrer unverdienten Gnade —— Kann ich nicht ihren Freunden, oder denen, die ihnen lieb sind, dienen? —— Sie haben mir und meinen Freunden

den den ganzen Krieg über beständig Wohlthaten erwiesen. Der Prinz hatte viel Achtung gegen ihn, und gab ihm nach dem Kriege noch einen Beweis davon, als er ihm das Pferd, welches er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, durch den Herrn von Kalkreuter zum Geschenke machte. Alle Welt weis Friedrichs Unterredung mit ihm, worinnen der Dichter von dem Glanze des Helden nicht verdunkelt wird, und sehr zu seinem Vortheile als ein zugleich bescheidner und freyer vaterländischer Mann erscheint, der das rühmliche Urtheil verdiente, welches dieser Monarch von ihm gefällt hat. Diese Ehre, die oft nicht nur witzigen Köpfen, sondern auch wohl denen, die Philosophen seyn wollten, gefährlich geworden ist, bewies, wie ausgebreitet der Ruf seines Namens und seiner Verdienste war. Die Achtung für diese war es auch, welche den General Hülsen bewog, seinen Geburtsort die wohlthätigen Wirkungen derselben erfahren zu lassen. Unser Städtchen, schrieb seine Schwester an ihn, ist mit einer sehr leichten Einquartierung belegt worden, und der General hat dem Rathe ausdrücklich sagen lassen, dieses geschähe aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften. Solche außerordentliche Zeugnisse von dem Beyfalle, den er verdiente, vermehrte

die Hochachtung gegen ihn bey denen, welche weniger auf den Mann, als auf den Schatten, sehen, der ihm nachfolgt. Diesen konnte er eben deswegen um so viel nützlicher werden, je größer ihre Hochachtung gegen ihn war.

So verdient er sich indeß um die Universität gemacht hatte, so war er doch immer noch bloß ein außerordentlicher Lehrer an derselben; nicht weil die Regierung seiner hätte vergessen können, sondern bloß deswegen, weil in der Facultät, bey der er lehrte, noch kein ordentliches Lehramt erledigt worden war. Selbst Ausländer von großem Ansehen bemühten sich um die Erhöhung seines Gehaltes. Der englische Gesandte Mitchel that solches ohne sein Vorwissen mit vielem Eifer. Gellert verehrte ihn zwar mit lebhafter Erkenntlichkeit für dasjenige, was er für ihn gethan hatte; er suchte aber auch die Wirkung seines Vorspruches von sich abzulehnen. Ich kann versichern, schreibt er an den Grafen M. v. Br., daß ich ihn nicht darum gebeten habe. Ich suche kein Amt; ich bin krank, und kann auf kein langes Leben hoffen; ich leide keinen Mangel, und Gott giebt mir mehr, als vielen andern; wie könnte ich mehr begehren? Ich habe es dem Gesandten selbst gesagt, allein umsonst. Bitten Sie Ihren Onkel, daß er sich nicht durch diese

aus-

ausländischen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Pension für mich zu denken; da unser Vaterland so unendlich leidet.

Unterdessen wurde durch das Absterben D. Müllers, eines zu seiner Zeit nicht unberühmten Philosophen, ein ordentliches philosophisches Lehramt erledigt. Sogleich schreib ein angesehener Beförderer der Wissenschaften aus Dresden an ihn, daß die Regierung entschlossen wäre, seine Verdienste nun mit diesem Amte auf eine anständige Weise zu belohnen, damit er Zeit zur Ueberlegung haben möchte, ob er dasselbe annehmen wollte oder nicht. Alle seine Freunde, Ernesti, Wagner und besonders Rabener drangen mit großem Ernste in ihn, eine der Absicht der Regierung gemäße Entschließung zu fassen. Da er alles, was er zu den eingeschränkten Bedürfnissen seines Lebens brauchte, größtentheils bloß seinem Fleiße zu danken hatte, so konnte ein sicheres und gewisses Einkommen bey seinen immer fortdauernden körperlichen Leiden, und bey ihren besorglichen Folgen, sehr angenehm seyn. Allein diese Betrachtung vermochte so wenig über ihn, daß er das Amt, das ihn erwartete, aller dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Freunde ungeachtet, von sich ablehnte. Denn wie groß und unermüdet auch sein Eifer war, der Universität zu

nützen, so hatte er doch von den Pflichten eines ordentlichen Lehramtes so hohe und strenge Begriffe, daß er seiner Kränklichkeit wegen dieselben nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können fürchtete, und es darum für eine Pflicht des Gewissens hielt, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Was können Sie mir, schrieb er an den Grafen M. v. Br., durch Ihre Vermittelung ein Amt auswirken wollen, das ich nicht wünsche? Ich habe es gegen Sie und gegen andre Freunde nicht aus einer übertriebenen Bescheidenheit ausgeschlagen; nichts weniger, gütiger Graf, sondern aus Krankheit, Alter, und Mangel der Kräfte, aus Ueberlegung und Gewissen. Warum sollte ich mich weigern, wenn das nicht meine Ursachen wären? Ich müßte ja fürchten, wider meine Pflicht zu thun; ich müßte wider meine eignen Vortheile handeln, und bloß aus Eigensinn den Rath und die gütige Fürsorge meiner Freunde und Gönner verwerfen. Das weis ich, werden Sie mir nicht zutrauen. Wären Sie nur um mich und sähen meine Beschwerungen, die ich insonderheit seit zwey Jahren dulde, die kranke Brust, an der ich leide, einen nagenden heimlichen Schmerz in meinem Kopfe, die Abnahme meines Gedächtnisses, die mir die geringsten Arbeiten zur Last macht; ich weis gewiß Sie würden mir nicht rathen, ein neues

Amt

Amt anzunehmen. Die Akademie leidet nicht dabey; ich kann, was ich thun kann, als außerordentlicher Lehrer thun, wenn auch das, was ich thue, wenigen in die Augen fällt. Wenn ich im Jahre 1751. die Profession hätte suchen sollen, so würde ich geglaubt haben, es wäre Pflicht. Im Jahre 1761. halte ich es für Pflicht, sie zu verbitten. Meine Freunde denken als Gesunde; da haben sie recht. Ich denke und leide als ein Kranker; da habe ich auch recht. Mein Entschluß ist nicht Flucht vor der Arbeit, das beweist mein zeitheriges Schreiben und Lesen. Daß ich die Kräfte nicht mehr habe, die ich vor zehn Jahren hatte, das kränkt mich; aber wie müßte ich mich nicht schämen, wenn ich glaubte, ich hätte sie und setzte mich selber in Unruhen und Umstände, die ich hätte vermeiden können.

Diese dringenden Vorstellungen hatten die Wirkung, die er wünschte, und er war dafür so dankbar, als man es für eine große Wohlthat seyn kann. Indeß ließ er von seinem Fleiße in seinem Unterrichte so wenig nach, daß er sich vielmehr, besonders auch in seinen öffentlichen Vorlesungen, welche manche Lehrer ohne Bedenken vernachlässigen fast über sein Vermögen anstrengte, damit er selbst den geringsten Schatten des Argwohns, daß er seine Bequemlichkeit oder Freyheit dem allgemeinen Nu-

tzen vorzöge, von sich entfernt halten möchte. Er bedurfte wenig, weil er für seine Bequemlichkeit und sein Vergnügen wenig verlangte. Er verließ sich mit völliger Zuversicht auf die Vorsehung, ohne etwas Außerordentliches zu erwarten, weil er überzeugt war, daß es einem zufriednen Gemüthe nur selten an dem Nöthigen gebrechen könne. Zu diesem Vertrauen hatte er auch in vielen rührenden Beweisen ihrer Güte sehr starke Ermunterungen. Einer seiner geliebtesten Schüler, der Herr Graf Moritz von Brühl, gab ihm schon seit einigen Jahren (1762.) ein jährliches Gehalt von anderthalbhundert Thalern, ohne daß Gellerts erkenntliches Herz den Wohlthäter entdecken konnte, der auch, so viel ich weis, erst nach seinem Tode bekannt wurde. Es vergieng fast kein Jahr, wo ihm nicht auf der Post ansehnliche Geschenke von hundert, und zweyhundert Thalern zugesendet wurden. Diejenigen, die sie ertheilten, erhöhten den Werth ihrer Wohlthaten durch die Sorgfalt, womit ihre Großmuth dieselben bloß zur Schonung seiner zärtlichen Dankbarkeit vor ihm verbarg. Allein auch die öffentliche Freygebigkeit hielt es für Pflicht, die bescheidne Uneigennützigkeit zu belohnen, womit er zweymal ein ordentliches Lehramt abgelehnt hatte. Das Gehalt, welches er als ein außerordentlicher Lehrer

hatte,

hatte, wurde erhöht, und als Deutschland einen seiner ersten und besten Geschichtschreiber, Leipzig aber eine seiner vornehmsten Zierden der Akademie in seinem Mascov verlohr, erhielt Gellert denjenigen Gnadengehalt, welchen dieser große Mann gehabt hatte. Dieses war eine neue Gelegenheit für Gellerten, zu beweisen, wie uneigennützig und bescheiden seine Art zu denken war. Die Pension, die mir bestimmt wird, schrieb er an seinen geliebten Grafen M. v. Br., so bald er von dem Entschlusse des Hofes benachrichtigt worden war, ist groß, und ich muß Ihnen bezeugen, daß ich nicht eher gewußt habe, wie groß sie ist, als gestern, da mirs mein Bruder gesagt hat. Sie beträgt vierhundert und fünf und achtzig Thaler. So viel, liebster Graf, wünsche ich nicht, und ich getraue mich nicht es anzunehmen. Denn Sie müssen sich erinnern, daß ich auf Befehl des Hofes schon seit zehn Jahren eine Pension von hundert Thalern genieße. Wenn ich diese beiden Pensionen zusammen genösse, so hätte ich jährlich 585. Thaler. Nein, das ist zu viel; mehr als ich wünsche. Von dieser Summe kann noch ein rechtschaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte also, liebster Graf, man setzte die Pension auf vierhundert Thaler; auf diese Weise bekäme

ich jährlich dreyhundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, so habe ich genug, und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen, so wenig als derjenige, in welchem er einige verdiente Männer nannte, denen er das Uebrige wünschte. Er erhielt die ihm bestimmte Belohnung, welche ihm die angenehme Verpflichtung auflegte, der akademischen Jugend besonders durch seine Gesellschaft und seine Unterhaltungen mit ihr angenehm und nützlich zu werden.

Als nach dem Tode des Königs Augusts, Friedrich Christian die Regierung antrat, ein Fürst, von dessen großen und einnehmenden Eigenschaften Sachsen die Wiederherstellung seiner vormaligen Glückseligkeit sich mit so vielem Rechte versprach, weil er mehr als der Herr, weil er der Vater, der Wohlthäter und der Tröster seines so viele Jahre nach einander unglücklichen Volkes werden wollte, so richtete er eine seiner ersten Sorgen auf die Wissenschaften, deren Flor in seinem Lande dasselbe zu allen Zeiten von andern deutschen Ländern unterschieden hat. Er suchte den Glanz, den sie noch immer hatten, durch die Belohnungen zu vermehren, welche er Gelehrten von vorzüglichen Talenten und Verdiensten bestimmte.

Die-

Dieser liebenswürdige Fürst gab von diesen Gesinnungen in einer nur allzukurzen Regierung mehr Beweise, als viele Könige, welche sich gern den Trajanen und Antoninen an die Seite gesetzt sähen, in dem längsten Leben gegeben haben. Er bemerkte auch Gellert Werth und Verdienst zu einer Zeit, wo seine väterlichen Sorgen, die tiefen Wunden der allgemeinen Wohlfahrt zu heilen, so eifrig waren, als wenn sie seine einzigen Sorgen gewesen wären. Er ehrte ihn nicht allein durch die stärksten Versicherungen seiner gnädigen Achtung, sondern auch durch ein ansehnliches Geschenk, um seinen Unterthanen und zugleich der Welt zu bezeugen, was Talente, Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und gemeinnützige Unverdrossenheit für ihre Bemühungen, die Wissenschaften und die Tugend zu befördern, von seinem gütigen Herzen zu erwarten hätten. Ein so väterlich gesinnter Fürst war eines langen Lebens so würdig, als die allgemeinen Thränen der Sachsen, womit sein früher Verlust beweinet wurde. Gellert trauerte mit ihnen, und beklagte sich bey seinem Tode zum erstenmale, daß ihn die Lebhaftigkeit verlassen hätte, welche ein Dichter zur Verewigung eines so guten Fürsten haben müße. Sein Sohn und Nachfolger in der Chur hatte die Gesinnungen seines Vaters gegen ihn. Die

Chur-

Churfürstinn, eine eifrige Gönnerinn der Wissenschaften, wußte seine Verdienste nach ihrem Werthe zu schätzen. Die Prinzen Albrecht und Clemens und die Prinzessinn Christina versicherten ihn in ihren Unterredungen einer Achtung und Gnade, welche der Güte ihres Herzens eben so viel Ehre machen, als ihrem Geschmacke. So sehr er in seinem Vaterlande geachtet und geliebt wurde, so viel Liebe fand er auch außer demselben. Aus dem Reiche, aus Liefland, aus Dännemark, aus Ungarn erhielt er noch immer von unbekannten Freunden, die entweder seine Schüler gewesen waren, oder ihn seiner Schriften wegen hochschätzten, ansehnliche Geschenke. Der Herr von Rochau, auf Reckan, den er im Kriege kennen gelernt hatte, unterhielt nicht allein einen beständigen Briefwechsel mit ihm, sondern gab ihm auch jährlich, aller seiner Weigerung ungeachtet Beweise einer Freygebigkeit, welche Wohlthäter aus einem noch höhern Stande unvergeßlich machen könnten.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperliche Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden liessen ihn in eben den Jahren, worinnen er alles zu

haben

haben schien, was ein so bescheidner Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten oder begehren möchte, zu keiner anhaltenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höhern Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Uebel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genusse dieses Glückes auch eine gewisse Art von Gesundheit, die ihm fehlte, erfodert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieses als eine der vornehmsten, daß er durch seine Kraft vor vorsetzlichen Unordnungen des Herzens und des Lebens bewahrt worden war. Gleichwohl schien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung

higung seiner selbst über seinen geistlichen Zustand nicht genug zu seyn, weil er seinem Gebete, seinen Uebungen der Gottseligkeit, seinen Gedanken an die Ewigkeit, seinen Glauben und seinen Bestreben nach der innern Unsträflichkeit seiner Seele mehr Eifer und Stärke wünschte, als er bey seiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigsten erlaubte sich ein solches Urtheil niemals, sondern hielt eine gewisse Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geistlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten seiner Seele, als für Wirkungen seines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moralischen Beschaffenheit dieses Mangels von Lebhaftigkeit in seinen Empfindungen ihn zu einer Nachsicht gegen sich selbst verleiten möchte, welche seinen Bestrebungen nach einer größern Vollkommenheit darinnen nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, sich in einer beständigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an sich selbst zu bemerken glaubte, zu erhalten. Diese Bemühung aber, die ein beständiges und oft schmerzhaftes Gefühl seiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth seiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche er an sich wahrzunehmen glaubte, vermehrten sich mit seiner

Auf-

Aufmerksamkeit auf seine Gedanken; und so gar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen seines Herzens. Er sah in der Vergleichung derselben mit den Forderungen der Religion, mehr auf diese, als auf seine leibliche Schwachheit, und blieb deswegen immer mit sich selbst unzufrieden. Er hatte zwar, wenn sein Körper weniger litt, heitre Stunden und in diesen auch stärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß wenn er auch die Last seiner Leiden noch so sehr empfand, dennoch Gesicht und Stimme sich gleich veränderten, stark und heiter wurden, so bald man das Gespräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er sich nicht, solche Veränderungen als ein günstiges Vorurtheil für seine moralische Rechtschaffenheit anzusehen, wenn ihm in seinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Diese Härte wider sich selbst war vielleicht übertrieben; sie war aber wegen der Quelle, woraus sie entsprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieser Strenge seine Hoffnung, immer besser zu werden, nicht auf seine Stärke, sondern auf die göttliche Gnade gründete, so sicherte ihn dieselbe vor der Gefahr, sich für vollkommner zu halten, als er sonst wohl hätte glauben können. Sie bewahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus

einer

einer zu nachtheiligen Meynung von sich entspringen, und seine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beschäfftigung mit dem, was dem Menschen allezeit das wichtigste seyn sollte, wurde dadurch gestärkt, und er ward um so viel vorsichtiger bey allem, was er sich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was sie einem jeden seyn sollte, sein liebstes Buch. Was er in diesem göttlichen Buche, was er in andern geistlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst, und suchte dadurch seine Gesinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich sein Gebet nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er sich wünschte, so unterließ er dasselbe doch niemals darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey sich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß sein Geist nicht Stärke genug hätte, seine Gedanken damit so lange zu unterhalten, als er gern gewollt hätte: So machte er sichs zur Regel, öfter zu beten, wodurch seine Fertigkeit zu diesem der christlichen Rechtschaffenheit so heilsamen Geschäffte eine neue Stärke erhielt. Alle diese Bemühungen siegten freylich nicht über alle Bekümmernisse, zu dem ein beständiger Anlaß und Reiz in seiner Hypochondrie war; sie

ver-

vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung seiner Pflichten. Vielleicht haben wenig Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenig Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichern Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, daß anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für diejenigen seyn könne, die mit ähnlichen Uebeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieses erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den fünf letzten Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude grenzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeiget sich, ob er gleich selbst

nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind, weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängstigungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darinnen fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltner solche schwermüthige Vorwürfe, als er sich vordem so oft gemacht hatte. In den darinnen geäußerten Gesinnungen herrschet immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er selbst thut sich niemals genug. Allein er eignet sich bey der Empfindung seiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuversicht zu; er betrachtet seine Bekümmernisse, als Leiden, die er mit Geduld tragen soll; er sagt sich selbst zum Troste, daß sein Glaube wohl schwach, aber doch aufrichtig sey, und ermuntert sich dadurch zum Kampfe wider alle aufsteigende Furcht, weil Gott auch einen schwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit

als

als auf die Größe desselben sehe. Ueberdieß bemerkt er ausdrücklich bey sich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und seiner Wohlthaten, als sonst, und fodert sich auf, getrosten Muths zu seyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil sein Erlöser ein treuer und mitleidiger Hoherpriester sey, welcher das Verwundete heilen und das Schwache warten wolle. Besonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmale der Erlösung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für sein Herz. Ich preise, sagt er selbst, *) die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir gewesen ist. So schwach auch meine Vorbereitung zu dieser ehrwürdigen Handlung gewesen ist, und ob ich gleich wünsche, daß mein Herz bey derselben empfindlicher gewesen wäre, so habe ich doch keine Zerstreuungen oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhiget hätten; ich habe mit Ernst beten, und die Predigt mit Aufmerksamkeit hören können, und ich tröste mich bey allem meinem geistlichen und leiblichen Elende des Wortes seiner Gnade, und bin gewiß, daß ich die Vergebung aller meiner Sünden, Gnade bey Gott durch Jesum Christum und seines Geistes Kraft zur Stär-

*) Tageb. v. 1765.

kung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend und die Hoffnung des ewigen Lebens habe.

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung seiner körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschreiben. Das geheime Uebel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzeneyen. Seine Freunde riethen ihm, den Gebrauch des Carlsbades noch einmal zu versuchen, weil doch seine Gesundheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewegung sowohl, als die Zerstreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763. dem freundschaftlichen Rathe seiner Aerzte. Die Brunneneur war ihm auch dießmal nicht nachtheilig, ob er sich gleich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen konnte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem erhabensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften sie schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er darinnen von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften

schaften macht, so unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich, schreibt er, freuen Sie sich mit mir, liebste Freundinn! Ich bin nach sieben Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger obgleich nicht gesünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausspruche der Aerzte, meiner Gesundheit schuldig war, und also mein Gewissen befriedigt; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur, oder andrer Mittel, zu meiner Erleichterung zu segnen: so ist es unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz, oder wenigstens zum Theile, zu befreyen: so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden; und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eine der ersten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich Ihnen, meine Freundinn, herzlichst danke. Ja, ich weis es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben; und dieß verstärket meine

Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen, und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit Zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder, wie Sie es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehen, auch fünfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken; bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spatzieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen, und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert,

nähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentinn, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen,) war immer wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehen Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoisell, aber nicht genau schildern. Denn zu Schilderungen gehöret eine aufmerksame Beobachtung; und Sie wissen wohl, daß bey Brun-

nencuren scharfes Denken verboten ist. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, wohl bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene schuld daran. O, sagte er einmal zu mir, als er mich in der Allee fand: Ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weis nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. —— Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General,

neral, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey —— —— die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in seiner Nacht einnehmen können? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. —— Damals habe ich ihn das erstemal lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war; ließ meistens weiche Speisen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen; ließ mich vom Herzen herausreden, und redte selbst so; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek auffetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was geb ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen —— Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudonischen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte sei-

nen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließ. Er möchte gern noch studiren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihm wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte: so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee; und niemand störte uns alsdann. —— Unser Abschied war sehr kurz. —— Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen —— —— Leben Sie wohl; ich werde an Sie schreiben. —— —— Leben Sie auch wohl, liebster Herr General, Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U***, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erweisen und mich durch nichts beleidiget hat, als daß er schwer hörte, und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach.

Der Graf Th**, sein Schwiegersohn, ein junger gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröfnete die Bekanntschaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S***aus Wien brachte; den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S** hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, sagte er:

er: Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und sagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Gespräche mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich so oft besucht als dieser Graf Th--, niemand mir täglich so viele Gefälligkeiten erwiesen und andre so sehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, sagte er, meiner Kayserin sagen, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber, wozu Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie doch, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe; und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied in meinem Hause nahm, fieng es heftig an zu regnen. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem sehr guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte! Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte; und sogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Gemah-

mahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es eben so sehr.

Der General Z**, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern sprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er seinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und bloß für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Gieng er: so gieng sie mit ihm; fuhr er: so saß sie bey ihm.

Der Herr von Z**, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht: und sein Gesicht, so bald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verliessen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber, in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füssen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterlieb. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch; zuletzt keinen Bissen Brodt mehr; und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr

segne-

segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen: so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen, insonderheit in der Brust litt, und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken über Kroaten mochte ihm wohl in seinem drey und sechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg? sagte er bey seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehen, als bis auf diesen Kranken. Sehr viele, die ich da gesprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes

gewünscht,

gewünscht, und mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu seyn, sich bemühet hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundinn, und grüssen Sie Ihre theuersten Aeltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Z**, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste. Leipzig, den 25. August 1763."

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764. nicht besser geworden; sie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun sein Körper noch Kräfte genug zu haben schien, die Wirkungen desselben auszuhalten, so urtheilten die Aerzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da sein Uebel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien. Er ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden; allein auch diese Reise war für seine Gesundheit vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaften des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten. „Endlich, schreibt er an die

die Freundinn, der er seine vorjährige Reise beschrieben hatte, bin ich, Gott sey Dank, auch das zweytemal, und, wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem Carlsbade, ohne Gefahr und Unglück, wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher, als meinen übrigen Freunden, weil ich weis, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber freuen, und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades, ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker oder gesünder zu seyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin, ohne Ausnahme, der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde, und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, ausgefragt, und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet, auch wohl gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als, den Grafen U*** und seine Gemahlinn, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besondres Vertrauen erzeigten, (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbenen Erzherzoginn Isabelle, worein sie ihren Namen schrieb,) ferner der General Z**,

der

der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte, und mir sagte, daß er in seinem fünf und sechzigsten Jahre ein Bräutigam wäre. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den preußischen General S--, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte, und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestund, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen; ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt; ein rechtschaffner Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen, und gegen die Religion empfindlich gemacht; und endlich eine Gemahlinn, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer, und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlinn mit diesen Worten: Dieses ist der Freund, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu suchen, und dem ich in ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbenen Frau zur

zwey-

zweyten Gemahlinn gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet, und empfiehlt ihm seine itzige Gemahlinn, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Vermuthlich in Rücksicht auf das verbindliche Compliment, welches mir ihr Gemahl gemacht, da er mich ihr vorgestellet, war sie darauf gefallen, mich durch eine Gefälligkeit zu überraschen. Sie hatte, ich weis nicht wie, erfahren, daß ich ein Liebhaber von Blumen wäre, und schickte mir den Tag nachher ein sehr schönes Blumenbouquet. Ich freute mich nicht wenig darüber; aber meine Freude war nur kurz. Ich erhielt es des Morgens, als ich noch am Brunnen war. Die anwesenden Damen sammelten sich um mein Bouquet, wie die Bienen, und zu meinem nicht geringen Verdrusse sahe ich mich genöthigt, es unter sie zu vertheilen.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als die Fräulein Sch-- nebst der Mademoisell P-- mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoisell, daß ich mich zu der Gräfinn am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihren Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten bey ihr

gespeiset habe. An der Gräfinn und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehen, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen, und an unsrer Tugend zweifeln, weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfinn und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfinn V**, das habe ich mehr als einmal aus böhmischem und österreichischem Munde gehört, ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen; so gefiel sie durch ihren gelaßnen und leutseligen Charakter. Die Comtessen U*** und T*** liefen ihr auf allen Schritten nach, und begleiteten sie früh um sieben Uhr, nebst mir, den größten Theil der Stadt hindurch in ihrem Reisewagen, und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum enthalten konnte —— Auch die Frau von Z** und die Frau Präsidentinn L***, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit meinen neuen Bekanntschaften unterhalten? Gut, meine beste Correspondentinn, hier sind einige. Der Graf H**, einer

einer von den wienerischen Großen, nebst seiner Gemahlinn. Die Gräfinn V.. hatte mir beide vorzüglich gelobt, und ich fand an beiden, was sie mir gesagt hatte; zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Da er die Wissenschaften liebte, und kränklich war, fand er sich bald zu mir, und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen, als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirne voll Ernst und Verstand; große blaue Augen, die gleichsam aus ihren Ufern zu treten schienen, und vor der Stirne herum flossen; eine ausserordentlich große Habichtsnase; dieses war das Sonderbare seines länglicht hagern Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesicht, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlinn, die meisten europäischen Länder gesehen, und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redten, gehe selten nach Hofe, und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen

heißt, und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Seine Gemahlinn hatte viel Verstand, ohne daß sie damit zu schimmern suchte; viel Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte; viel große Welt, aber gute große Welt, so daß sie sich mit Verstand herabließ, und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens, und noch immer ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, ein mit Anstande zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern gieng, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, so bald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele, und nahm seine Last auf sich. Sie soll stets, wie mir die Gräfinn V.. gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben. Ich kann Sie versichern, und Sie werden mir leicht glauben, daß ich das nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf einem Arme

trug,

trug, und das bis zum Erstaunen ähnlich war; dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechszehn bis zwanzig Jahr vermählet war, oft in die Augen. Sehen Sie, sagte der Graf H** einst zu mir, als er seine Dose öfnete, (er schnupfte beständig,) das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden. Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt — — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfinn V** als die Gräfinn H**, und niemand war der Gräfinn V** lieber, als ihre Gräfinn H**. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter, und brachte mir im Namen des Grafen H** sechs Bouteillen Tockayer Wein. Ich redte mit diesem Menschen, und konnte mich nicht enthalten, ihm meine Verwunderung über die Liebe und Beredtsamkeit zu erkennen zu geben, mit der er von seiner Herrschaft sprach. „O, sagte er, so sind wir im Hause „alle, so viel es unsrer giebt, gesinnt, und wer „nicht so ist; den dulden wir nicht. Es sind Leute „zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein „ungütiges Wort gehört haben. Wir werden wie „die Kinder gehalten, und müssen wohl gut seyn. „Wir dienen auch alle mit Freuden und sehen und „wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hau„se. —— “ So machen gute Herrschaften gute Bediente.

Die Gräfinn T---, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfinn H--, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber doch leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts, als Gutherzigkeit, und hatte doch wenn man mit ihr redte, eben so viel Verstand, als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, der durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet, und durch ein gutes Herz inspiriret war. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Gräfinn H--, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher und bestimmter. Gnädige Frau, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten: nach dem, was ich von Ihnen itzt gehöret, wünschte ich wohl, daß Ihre Kayserinn Ihnen eine von ihren Prinzessinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. „Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas anders ist, gut von der Erziehung urtheilen, und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt sechs Monate geführet, und, unzufrie-

„ frieden mit mir, und krank am Gemüthe und
„ Leibe, wieder aufgegeben. Aus großem Eifer,
„ alles auszurichten, richtete ich sehr wenig aus.
„ Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht
„ verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch mei-
„ nen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte.
„ Auch wenn ich schwieg, verkündigte doch mein
„ Gesicht wider meinen Willen die Meynung mei-
„ nes Herzens; und so gab ich denen, die ich regie-
„ ren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemäch-
„ tigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder zu
„ ziehen; aber unendlich schwerer ist die fremde Er-
„ ziehung, wenn man keine Naturgaben dazu be-
„ sitzet, und sich nur auf Eifer und Regeln des
„ Verstandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau,
„ die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bil-
„ den, besitzet, und das ist die Beaumont. Mei-
„ ne Tochter, fuhr sie fort, die Sie kennen, ist
„ mehr durch mein Beyspiel, weil ich sie nie von
„ meiner Hand gelassen, als durch meinen Unter-
„ richt, mehr durch meinen Umgang und durch ih-
„ re große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen
„ Segen, um den ich täglich gebetet, als durch
„ meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. „
In der That war die Tochter, die schon erwach-

sen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel ähnliches mit der Fräulein S-- hatte.

Die Comteßinn H-- aus Schlesien, kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie war eine Canonißinn, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, die sehr gütig von mir dachte. Sie war weder die H--, noch die T---, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfinn V-- und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen weil sie ins Reich, in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Z---ein, von dem ich Ihnen, wenn Sie mir es nicht als eine Eitelkeit auslegen wollen, sagen will, was er mir Angenehmes gesagt hat. Er gieng durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfinn U---. Er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfinn U--- weis nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfinn W--und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich die Gräfinn U--- nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu re-

den

den, das keinen Verzug litte. Ich gieng also hin, und fand den Prinzen von Z***. Herr Professor, fieng er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tages über fleißig und folgsam gewesen ist, so darf er zur Belohnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. —— Darum bitte ich Ihre Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie dem Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit bessere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften —— Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden, ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinen Vaterlande geleistet hätte. —— Er ist, halter, nicht sonderlich gewesen, Herr Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn ungefähr die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundinn, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind, und nur

für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen. Heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise, und hier in Donau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der Beyfall der Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit ich, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen, noch wissen können. Der Beyfall der Menschen, ist wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz; ——— Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe dießmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade kennen lernen — Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die sich von ihren Geschäfften, oder von den Sorgen des Hauses los gerissen haben, fühlen ihre Freyheit, und werden biegsamer, gefälliger. Die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidener. Die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen

tigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, um ihre Rolle mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen. Viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt, und die Furcht der Krankheit, die immer am kräftigsten überredet. Die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich hinweg zu seufzen. ——— Und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, beschiedene, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen, und läßt unter hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. ———

Noch ein Wort von dem Pr. L***. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeritten, und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Ich habe dabey nicht wenig verloren. Ihnen ists bekannt, was für ein verdienstvoller Mann er ist; und auch an seiner Frau habe ich eine ungemein schätzbare Frau gefunden. In ihrem Charakter herrscht Unschuld und Freundschaft, so wie in dem Charak-

ter

ter ihrer Schwester, der Sch***, Munterkeit und Beredtsamkeit. Der Madame R= und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath L*** (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Sch== und L*** habe ich noch in Meißen studirt. ——

Ich muß Ihnen doch noch ein kleines Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, mich sehr beunruhiget hat und Zeitlebens mich beunruhigen wird. Ich litt bald Anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinkt, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren, die mir doch gewiß nicht gleichgültig sind,) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vörderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange verloren gegangen waren. Ich glaube, ich mag über diesen Verlust wohl geweinet haben. Das grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzet, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir alles,

und

und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, gieng unter vielen Schmerzen zur Gräfinn V** zu Tische, und konnte mit den neuen Zähnen weder reden, noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen, und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe, — und, Sauer, nehme er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfodern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn, und drey Ducaten und einen ganzen Tag verloren, Vormittags, (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warschau herbeygekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehen und reden; das kann er nicht. Sey nicht undankbar! Eben

Eben zu der Stunde, da wir im Carlsbade ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhasi, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war; seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Brudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken, und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen; mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade: kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoisell; es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch binnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebt? Das hoffe ich, und erwarte, es bald von Ihnen zu hören. Die Gräfinn V.. und der Pr. L...., beide versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Aber ich war nicht gesund genug, einer solchen Versuchung nachzugeben, und beschloß, lieber meinen felsichten Weg über Annaberg und Chemnitz nach B.. und Leipzig zu nehmen. — Ich dächte, Mademoisell, Sie

Sie besuchten die Frau Geheimdekammerräthin W==, und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Demoisell Schwester, Ihren Herrn Bruder, auch Herrn Z== und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.
B==, den 7. und 8. August 1764.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal früh bey dem Neubrunnen vorbey ritt, kam ein Herr auf mich zu gelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. „Vergeben Sie mir eine unbe„ scheidne Frage, Herr Professor, ich bin der Ba„ ron St== aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt „ mir so bekannt vor, und ich möchte wohl gern „ wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten? „ Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen; —— schon übers Jahr. —— Vielleicht wollen Sie lieber wissen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrichs von Preußen. —— „ O nun weis ich alles. „ Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es „ von mir für den Prinzen gekauft Er hat es „ immer auf dem Marsche geritten. O wie freut

michs,

„ michs, daß die Schecke in Ihren Händen ist! „ Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es „ ist ein sehr gutes Pferd, das ich selbst zugeritten „ habe. Nun, das ist ein unerwartetes Vergnü„ gen für mich.“ —— —— Ich dankte ihm herzlich, und bat, daß er ja sein erstes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte.“

Gellert, der gern that, was er nicht allein selbst für Pflicht hielt, sondern auch andre für seine Pflicht erklärten, hatte diese Reise mehr aus Gehorsam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung seiner Leiden zu erhalten. Er versprach sich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er sonst gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß sich seine Kräfte täglich mehr verlören. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondre Anstrengung, weil er seiner immer fortdeuernden Beschwerungen wegen mit keinem freyen und heitern Geiste zu seinen Geschäfften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Besten so sparsam umzugehen, als ihm möglich war, schränkte er sich auf den Umfang von Kenntnissen ein, die er schon seit verschiednen Jahren in seiner Sphäre erlangt hatte, suchte sie aber seinen Zu-

höhern

hörern so nützlich zu machen, als nur von einem so treuen und gewissenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte sich gar nicht: denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre blieb nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhört, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert. Sein Vaterland weis, mit welch einem Beyfalle und Eindruck er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten, vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765. bis 69. gehalten hat. Die Thränen, welche sie seinen Zuhörern abluckten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Innhalt und der sanfte Reiz seines Ausdruckes,

sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstinn, seine Frau Mutter, versicherten ihn ihrer Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeugungen. Er hatte 1767. so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das Seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdischen Freuden geschwächt war. Seine 1768. immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmal den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäfftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studirenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben wünschte, und suchte, so betrübt war er, wenn er sie auf Abwege gerathen sah, vor denen er sie mit allem Ernste und

zugleich

zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und eines Vaters warnte. Die Studirenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbietung und Liebe gegen ihn. Einen sehr merklichen Beweis davon erfuhr er besonders 1768, ungefähr ein Jahr vor seinem Tode, als sich auf einmal ein eben so ungewöhnlicher als unglücklicher Geist der Unruhe der in Leipzig studirenden Jugend bemächtigte. Gellert, voll Bekümmerniß darüber daß dadurch eine Universität verunehrt werden solte, die seit mehr als einem halben Jahrhunderte den Ruhm einer gesitteten und wohlanständigen Aufführung ihrer Studirenden behauptete, ermahnte sie aus eigner Bewegung beym Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen in einer so zärtlichen als Ernsthaften Anrede zu einem friedlichen und sittsamen Verhalten. Sie hatte auch bey seinen Zuhörern, deren Anzahl, besonders in seinen moralischen Vorlesungen, sich oft über einige hundert belief, die Wirkung, daß einer den andern aus Liebe zu ihrem Lehrer zu besänftigen suchte. Obgleich dadurch die Ruhe nur auf einige Tage hergestellt wurde, so bewies doch auch dieses schon das Ansehen, worinne er bey ihnen stand, kleinerer Züge ihrer Hochachtung auch unter den bald wieder erneuerten Unruhen nicht zu gedenken. Er wieder-

holte also, selbst von der akademischen Obrigkeit dazu veranlaßt, seine Ermahnungen in einer andern Anrede, zu deren Ausarbeitung er weder Zeit, noch Gesundheit und Heiterkeit hatte, die aber bey aller ihrer Kürze auf einen jeden Jüngling, der Gefühl hatte, Eindruck machen mußte.

„ Der Fremde und der Einheimische, meine Herren, der Hohe und der Niedere hat unsrer Akademie seit Jahrhunderten den Ruhm der Wohlanständigkeit und der guten Sitten ertheilet. Lassen Sie, uns wachen, ich bitte Sie, diese Ehre nicht durch Ausgelassenheit zu verlieren, sondern durch Stille und Eingezogenheit täglich mehr zu behaupten. Wie nöthig ist diese Erinnerung, diese Bitte in unsern Tagen geworden! Und von wem wollten Sie eben diese Erinnerung, eben diese Bitte williger anhören, als von mir, von dem Sie wohl wissen, wie sehr ich Ihre Ehre, Ihr Vergnügen und Ihr Glück suche und liebe? Von mir, den Sie gewiß wieder lieben und achten? So hören Sie mich denn an, Theuerste Commilitonen! Doch ich bins nicht allein, der redet; nein, im Namen und auf Befehl meiner Obrigkeit, die zugleich die Ihrige ist, der ichs, als ein Lehrer zu gehorchen, für meine Ehre halte, wenn es auch Lernende nicht für ihre Ehre halten wollten; im Namen dieser unsrer Obrigkeit soll ich Ihnen öffent-

öffentlich sagen —— doch nicht Euch, Edelmüthige, Lehrbegierige Jünglinge —— sondern jenen wenigen Unruhigen, Leichtsinnigen soll ich öffentlich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben; —— daß es in einer wohleingerichteten Republik ein Verbrechen sey, seine wahren oder vermeynten Vorzüge, Rechte und Freyheiten aus eigner Macht, ohne den Arm der Obrigkeit, mit angemaßter Gewalt zu behaupten: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: — daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, eine sichtbare Umstürzung der Gesetze, die äußerste Störung der öffentlichen Ruhe, die höchste Beleidigung eines ganzen ehrwürdigen Publici sey: denen soll ich sagen, was sie wohl nie mögen erwogen haben: —— daß nächtliche Auflaufe und Tumulte anzurichten, der nächste Weg, auch wider unsern Willen, zum Verbrechen des Mordes sey —— schrecklicher Gedanke: denen soll ich endlich sagen, was sie wohl nicht müssen erwogen haben: —— daß der, welcher seiner Obrigkeit und ihren Anordnungen widerstrebet, der Ordnung Gottes widerstrebe. Und wer bist du, Jüngling, der du mit kaltem Blute und gestissentlich der Ordnung deines Gottes widerstreben kannst?

Wie? meine geliebten akademischen Mitbürger, in der stillen Stunde der Nacht, wo schon manch frommes Herz zu seinem Gott betet und ihn dankbar preiset; wo mancher elende Kranke auf seinem Lager nach Ruhe und Trost jammert; in dieser Stunde der Nacht durch Geschrey, und Tumult, und tödtliche Gewaltthätigkeit das fromme Gebet des Christen unterbrechen, den Jammer des Kranken vermehren, den Fleiß des für uns noch arbeitsamen Gelehrten, für unsre Bequemlichkeit noch arbeitsamen Künstlers und Handwerkers, hindern? — Und diesen Verfall der Sitten sollte unsre Akademie, deren Ehre die Sittsamkeit war, gelassen ansehen? O so wollte ich selbst eilen und mich zu den Füßen meines Fürsten werfen, der Zucht und Ehrbarkeit und Weisheit liebt, und durch sein Beyspiel lehret, und wollte ihn nicht um eine Gnade, die er mir zu bitten befohlen hat, sondern um seine Ungnade und Strenge gegen die Unruhigen und Ungesitteten, um die Wiederherstellung unsrer guten Sitten anflehn; oder ihn um die Gnade anflehn, daß er mir erlauben möchte, meine letzten kranken Tage an einem ruhigern Orte, als in dem mir sonst so liebenswürdigen, so stillen Leipzig zu beschliessen, wo ich die guten Sitten nicht mehr mit Erfolg lehren könnte.

Ach!

Ach! Mitbürger, Freunde, Söhne dieser Akademie und theurer, würdiger Aeltern, in deren Namen ich Sie zugleich anrede, nein, nicht also, liebe Jünglinge; nicht also! sondern was ehrbar, was gerecht, was züchtig, was gesittet, was liebreich, was wohl lautet: ist etwan eine Tugend, ist etwan ein Lob, dem denket nach! Das ist deine Ehre, studirender Jüngling, deine wahre Ehre vor Gott und den Menschen; und du wolltest sie lieber in dem betrügerischen Urtheile einiger deiner leichtsinnigen Commilitonen suchen, die weder sich, noch dich, noch die Ehre kennen; die dich in wenig Jahren gar nicht mehr kennen? und nicht vielmehr in dem Beyfalle und der Liebe verständiger Männer, deiner Gönner, Freunde und Lehrer, der Beförderer deines künftigen Glücks? Würdest du nicht erröthen, das, was du, verborgen in der Dunkelheit der Nacht, stürmisch zu erlangen suchest, am hellen Tage, im Angesichte der Stadt, eben so kühn zu suchen?

O, meine Brüder, wo ist für Studirende mehr wahre Ehre, mehr Ruhe, mehr unschuldiges Vergnügen, mehr Freyheit und Nutzbarkeit von je her gewesen, als auf unsrer Akademie? Haben wir nicht Schauspiele, Concerte, Gärten, Spatziergänge, Landhäuser, öffentliche Cabinetter, Bücher-

säle, Unterstützungen durch Stipendien und Freytische? Haben wir nicht Künste und Wissenschaften aller Arten zu unserm Dienste und zum Vergnügen? Haben wir nicht eine gelinde akademische Obrigkeit — einen für unsre Ruhe sorgenden Stadtmagistrat — einen gütigen und väterlich gesinnten Gouverneur? Und wir wollten nicht unsre Ehre und Dankbarkeit darinne setzen, unter ihnen ein geruhiges und stilles Leben zu führen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit? Das sey ferne von uns. In dieser Hoffnung verlasse ich diese Stelle, die ich lieber nie wieder betreten möchte, wenn meine Hoffnung, meine väterliche Bitte unerfüllt bleiben sollte.“

Man weis, daß diese Ermahnung das Ihrige zur Herstellung der öffentlichen Ruhe beygetragen hat. Indessen wurde seine Gesundheit immer schwächer, und er konnte bis an seinen Tod nie wieder zu dem Grade von Erholung kommen, die er doch in den vorigen Jahren bisweilen gefühlet hatte. Man empfand deswegen fast durchgängig eine zärtliche Bekümmerniß. Der Churfürst selbst nahm Theil daran, und seine Sorge dafür war so aufmerksam, daß er ihm aus seinem Stalle, damit es seinem kranken Körper nicht an einer ihm bequemen und heilsamen Bewegung fehlen möchte, ein

sichres,

sichres, und in seinem Gange ruhiges und sanftes Pferd nach Leipzig führen ließ. Man kann nicht dankbarer seyn, als Gellert für dieses Merkmal der vorzüglichen Achtung und Gnade seines Fürsten war. Er machte auch einigen Freunden von diesem Churfürstlichen Geschenke, von der Neugierigkeit, mit welcher Pferd, Zügel und Sattel betrachtet wurde, von den dadurch veranlaßten Gesprächen und Gerüchten davon eine Beschreibung, worinnen man eine gewisse angenehme Munterkeit bemerkte, die man nicht mehr von ihm gewohnt war. Doch sein Körper war durch beständige Leiden schon so entkräftet, daß er auch die leichteste und sanfteste Bewegung nicht mehr ertragen konnte. Diese Entkräftung hinderte ihn, da 1768. eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltet wurde, ihnen die Verbesserungen zu geben, die er gern darinnen gemacht hätte. Ich würde, sagt er in der Vorrede, da der Mangel der Gesundheit mir Verbesserungen verbietet, einen guten Theil meiner Schriften lieber ganz zurück genommen haben, wenn mir dieses Recht darüber zustünde. Ich muß sie also dem Publico so überlassen, wie es sie zeither mit seinem Beyfalle aufgenommen hat, und hoffen, daß sowohl seine Mängel überhaupt, als auch einige jugendliche Stellen meiner ersten Auf-

sätze, wenn das Uebrige nützlich ist, leicht seine Nachsicht erhalten werden. Nur in den Lustspielen, die bey der Vorstellung am ersten unglückliche Wirkungen auf das Herz thun können, habe ich einige Veränderungen vorgenommen, und kein Autor kann in Absicht auf die Ehre der guten Sitten und des Geschmacks zu vorsichtig und strenge seyn. Er eignete diese Ausgabe 1769. dem Churfürsten zu, und die Zueignung wurde sehr gnädig aufgenommen. Wie liebreich, schreibt er in seinem Tagebuche, nahm mich dieser theure Fürst, der allein war, nicht auf! Welch eine gütige Antwort gab er mir nicht auf meine Anrede, in der ich ihm sagte, daß ich ihm nicht sowohl meine Dankbarkeit hätte zu erkennen geben wollen, die ich durch keine Worte ausdrücken könnte, sondern daß ich mehr das Publicum hätte erinnern wollen, wie viel ich meinem Fürsten schuldig wäre, und was die Sachsen für einen großmüthigen Regenten verehrten. O, sprach er, dafür danke ich ihnen; das wird mir viel Ansehen geben; ihr Name ist überall bekannt. Da ich gieng, sagte er: Werden sie mir nicht diese Messe wieder eine moralische Vorlesung halten? Diese hielt ich auch bald darauf über die Selbstbeherrschung; vielleicht, Gott sey Preis! nicht ohne Nutzen. Ich darf es kaum sagen, wie liebreich mir der Fürst und seine

Gemah-

Gemahlinn dankten. Also hat mich Gott diese Messe glücklich überstehen und überall Gnade und Liebe finden lassen. Bald darauf that er eine Reise über Meißen nach Oberau, und endlich nach Haynichen. Ich habe, sagt er, völlig von meiner Vaterstadt Abschied genommen. Gott segne sie und die Meinigen, und erbarme sich meiner!

Nach seiner Zurückkunft 1769. entschloß er sich, die letzte Hand an seine Vorlesungen über die Moral zu legen. Es waren öftere und dringende Foderungen an ihn gethan worden, daß er sie ans Licht stellen möchte. Auch hatten ihm verschiedne Freunde dazu gerathen. Er trug Bedenken, ihrem Rathe Gehör zu geben. Selbst der Beyfall, mit dem sie angehört worden waren, konnte sein Zweifel nicht ganz überwinden, ob sie auch Werth genug hätten, der Nachwelt überliefert zu werden, besorgt und mit Grunde besorgt, daß man im Lesen mehr fodere, als im Hören. Zwar konnte ihm selbst, bey aller seiner Bescheidenheit, der Nutzen, den sie auf der Akademie schafften, nicht verborgen bleiben. Dieser war zu sichtbar, und um so viel größer, da sein bekannter ungefärbter Eifer für Gottesfurcht und Tugend seinem mündlichen Vortrage keinen geringen Nachdruck gab. Eines so gewissern Vortheils wollte er sich nicht gern gegen den ungewissern

Nutzen

Nutzen begeben, der etwa von dem Drucke seiner Moral zu erwarten stünde. Indeß gewann er doch aus den günstigen Urtheilen seiner Freunde mehr Zuversicht zu diesem Werke, und sie bewogen ihn endlich, nicht lange vor seinem Tode, zum Entschlusse, seine Moral, so viel in seinem Vermögen war, durch eine sorgfältigere Durchsicht in den Stand zu setzen, daß sie nach seinem Tode dem Drucke überlassen werden könnte. Sein Tod verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes, und er überließ die Ausgabe seines Werkes seinen Freunden, einem Schlegel und einem Heyer, denen sie die Welt zu danken hat. Wie bescheiden er selbst davon urtheilte, ist aus seinem Aufsatze bekannt, den er zum Vorbericht vor seine Moral bestimmt hatte. Sie sollte sich, wie die Vorrede seiner würdigen Freunde bemerkt, dem Verstande nicht von der Seite zeigen, von der sie seine Kräfte zu schärfen und seine Wißbegierde zu befriedigen, am sichersten ist. Man sollte darinnen kein neues bequemeres Lehrgebäude, keine neuen Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine Beantwortung spitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachten Hypothesen, keine Auflösungen problematischer Fragen, keine strenge Demonstrationen suchen; sie sollte sich vornehmlich dem Herzen empfehlen. Ihr vorzüglichstes

lichstes Verdienst sollte in der Wahl des Brauchbaren, in der steten Rücksicht des Verfassers auf die christliche Religion, und in der Methode bestehen. Gleichwohl haben einige sie nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachten mögen. Um nur zu tadeln, (denn was Männer von gewissen Verdiensten thun, muß allezeit getadelt werden;) haben sie bemerken wollen, daß sie nicht tief genug wäre. Allein obgleich Gellert diese Tiefe nie zur Absicht gehabt hatte, so fodert doch die Gerechtigkeit, die man diesem vortrefflichen Werke schuldig ist, die Anmerkung, daß es Gelehrte giebt, denen auch wohl ein seichtes Wasser, weil es trübe ist, tief, und hingegen ein Strom bey aller seiner Tiefe seicht zu seyn scheint, weil das Wasser desselben so klar ist, daß auch sie bis auf den Grund sehen können.

Gellert erlebte die Ausgabe eines seiner schätzbarsten Werke nicht. Seine Kräfte waren erschöpt. Er wurde schon lange mit schmerzlichen Verstopfungen beschwert; immer mußte die Kunst der Schwachheit seines Körpers zu Hülfe kommen; aber diese Hülfe vermehrt, je nöthiger sie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche sie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Decembers 1769. äußerte sich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absonderungen mit dem schlim-

schlimmen Folgen, welche sie zu begleiten pflegen. Heyne und Hebenstreit, beide seine eifrigen Freunde beide erfahrne Aerzte eilen zu ihm; versäumen nichts, was die Kunst vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienstvoller Lehrer, der, außer seinen tiefen Einsichten in alle Theile ihrer Wissenschaft, selbst seiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt seine Bemühungen mit den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erstorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zittern vor dem Verluste, mit dem sie bedroht werden. Allein die Zeit seiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich vielleicht zum erstenmale mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in seinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach seinem eignen Geständnisse gegen seine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorgen, daß es ihm schwer werden möchte, die Schrecken desselben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Christ von sich denkt, desto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht bloß ein körperlicher

Schauer

Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährtinn seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmernisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Aerzte ihre Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielte er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostcommissarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesterlichsten Sorgfalt pflegte, und mit D. Heynen, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondre Unterredung über die Herausgabe seiner noch übri-

übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendiget hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damals großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt, und betete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht, mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott, und mit einem ganz an den Himmel gehefteten so heitern und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater, und von einem sterbenden Jacob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühte sich alle die besondern Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; besonders erinnerte er sich der Namen aller seiner noch lebenden Freunde und vieler von seinen abwesenden Schülern, und empfahl sie in seinem Gebete der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besondern Wohlthaten, sondern auch an

seine

seine Vergehungen und Schwachheiten und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebet verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Innbrust, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit diesen beiden Freunden gesprochen und gebetet hatte, sank er auf sein Küssen zurück, in der Stille seine Betrachtungen fortzusetzen, und sich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu seiner besondern Privaterbauung erwählt hatte, mit seinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmal aus seinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich sogleich von seinem Tode und sprach davon mit einer Gelassenheit, die von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlösers und ihre Größe vorhielten. Die Empfindung derselben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tief-

sten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden; rief er von ihrem Gefühle besonders durchdrungen aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern, als in der Gnade seines Erlösers suche, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. Sogleich eignete er sich diese Versicherung zu und sagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb hast! Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr, daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu beten. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja, antwortete der theure Kranke; doch sind meine Leiden erträglich. Als darauf sein Freund zu seinem Troste hinzusetzte: Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch itzt als ein Christ leiden; die Religion hat Sie im Leben gestärkt; sie wird Sie auch im Tode unterstützen, antwortete Er: Ach! mein lieber Freund; ich bin ein schwacher Mensch; ein armer Sünder; beten Sie für mich,

daß

ich nicht in Versuchung falle. So aufrichtig dieses Geständniß, und so ernstlich seine Bitte war, so gewiß war er doch auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten Heyer, der ihn zu besuchen eilte, so bald er seine Gefahr vernommen hatte, sagte er: Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinen Todbette. Aber, fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort: Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren, —— Barmherzigkeit wiederfahren! Dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich itzt lebe und sterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äußerst kläglich war: So sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherungen der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhaftesten Inn-

brunst zu, und foderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zuerbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinen Lehrer zu wiederholtenmalen; daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheissungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm itzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden; dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit von sich blicken, da sich doch dieselbe bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Aerzte versuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als einmal mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrensten

renſten Aerzten dieſer Univerſität, gegen welche er ſein Vertrauen ausdrücklich bezeugte, alles, was noch etwa zu ſeiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu verſuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinſchaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ ſich allen Beſtrebungen der Kunſt, die ſeine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden ſechszehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wiſſenſchaft und der Fleiß der Aerzte, noch der Eifer der Freundſchaft, der ſie begeiſterte, noch die Fürſorge ſeines Fürſten konnten das Leben, deſſen Verlängerung jedermann ſo aufrichtig und ſo ſehnlich wünſchte, auf ſeiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichſten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beſchäftigte er ſeine Gedanken mit den Schmerzen ſeines Erlöſers, der, wie er ſagte, um ſeiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt ſeine Seele ſo ſehr mit den Wohlthaten ſeines verſöhnenden Todes, daß er ſein Leiden beynahe nicht zu empfinden ſchien. So mächtig iſt die Kraft, welche die Religion dem ſterben-

den Christen giebt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, setzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihn seine Freude darüber zu weit führen möchte: Verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch so gern helfen wollen; meine Hülfe kömmt vom Herrn! Die Versicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er betete mit der erkenntlichsten Innbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für sein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter seinen Leiden immer an die Leiden des Erlösers zu denken, und darinnen seine Beruhigung und Erholung fand, so wiederholte er auch itzt bey dieser Gnadenbezeugung seines Fürsten die Betrachtung, die er schon bey andern Merkmalen seiner Güte angestellt hatte, daß er als ein Unterthan von seinem Herrn so viel Mitleid genösse, da doch sein Heiland von den Menschen nicht einmal hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmal, als seine Schmerzen aufs höchste zu steigen schienen, seufzte er: Ach, welche Schmerzen! setzte aber gleich hinzu: Doch was sind sie gegen diejenigen,

gen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den seinigen verspeyt, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürst! So wechselte immer das Lob der Versöhnung mit dem freudigsten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebete um seine Gnade und um die Vollendung seiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, besonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der liebreichsten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andre Hülfe von ihnen, als ihr Gebet und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Innbrunst beten konnte. Ich kann nicht viel mehr fassen, sagte er in seinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquickt wurde, daß er seine Gebete für seinen Fürsten, für seine gegenwärtige und abwesende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewe-

sen waren, wiederholen, und sie noch einmal mit Namen segnen konnte. Diese Wünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: Vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze seine Hände und antwortete: Nun, Gottlob! nur noch Eine Stunde! wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, betete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebete seiner um sein Bette herum stehenden Freunde und entschlummerte. — (den 13. Dec. 1769.) Dieses stille Entschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison noch mit Worten sagen konnte: „So stirbt der Christ,„ und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundinn, welche er Addisons Ende erzählte, wurde erfüllt; O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie über glückselig wäre ich!

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben wer-

den

den kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der gemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, und was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit, und zu guten edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige. Er wurde gleich nach seinem Tode mit einer Begeisterung erhoben, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte, weil durch ein übertriebenes Lob die Menschen leicht versucht werden, dem Verdienste auch den Ruhm, in welchem es allezeit zu leben verdient, streitig zu machen. Sein würdiger Bruder, der Oberpostcommissar, ein Gelehrter, der in der zärtlichsten Verbindung mit ihm gelebt, und sich durch seine besondre Aufsicht über die Sitten vieler edlen Jünglinge verdient gemacht hatte, überlebte den Schmerz seiner Trennung von ihm kaum einen Monat. Wer den frommen Dichter ganz gekannt hat, der wird sich seiner allezeit mit einer Empfindung erinnern, in welcher Wehmuth und Freude vermischt sind; so schätzbar ist das Glück, ihn zum Freunde gehabt zu haben! Wahre Verdienste sind überall und zu

allen Zeiten selten; aber unter edlen gemeinnützigen Männern sind besonders diejenigen sehr selten, die es zu ihrem ersten Geschäffte machen, durch die Religion gut zu seyn, aus Religion Gutes zu thun, und die vorzüglichen Gaben ihres Geistes und Herzens zu den besten und wohlthätigsten Absichten anzuwenden. Gellert verdiente den Ruhm, der nicht bloß Beyfall, sondern Liebe war, den ihm der Tugendhafte nicht bloß aus Pflicht, sondern aus Vergnügen widmete, den ihm selbst der Lasterhafte nicht verweigern konnte; ein Ruhm, den ihm noch mehr sein frommer, guter und gemeinnütziger Charakter, als die Achtung für sein Genie erwarb.

Gellert war von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er sein immer sinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freye Stirn, sehr beseelte blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogne Nase, und einen wohlgebildeten Mund. Seine immer kränklichen Umstände, durch welche sein Körper ganz ausgetrocknet war, gaben ihm eine ernsthafte Miene, die ins Traurige fiel, durch welche aber seine menschenfreundliche, wohlwollende, treuherzige und fromme Seele immer hindurchschimmerte. Jeder Augenblick, in welchem er weniger als gewöhnlich litt,

litt, ein willkommner Besuch eines Freundes, eine gelungene gute Absicht verbreitete eine angenehme Heiterkeit und ein gefälliges Lächeln über sein ganzes Gesicht. Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl, und näherte sich in ihrem Tone einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß niemand dem Beweglichen, was sie hatte, widerstehen konnte. Was er vortrug oder las, gewann durch den Ton seiner Stimme außerordentlich, und es wird nicht leicht jemand unter seinen Zuhörern seyn, der sich nicht sollte zu erinnern wissen, daß bey Vorlesung selbst seiner bekannten Gedichte, besonders seiner geistlichen Lieder, oder bey den ermahnenden Stellen seiner Moral oft alle seine Zuhörer reichliche Thränen vergossen haben. Man hat verschiedene Bildnisse von ihm, die alle etwas Aehnliches von ihm haben. Bausens und Geysers Bildnisse, des erstern in Kupfer gegraben, des andern radirt, sind itzt die besten; man verspricht sich aber von dem Grabstichel des erstern noch ein ähnlichers nach einem höchstgetreuen und schönen Graüschen Gemälde. Die Schaumünze auf ihn von einem Stieler in Dresden, die Cameen mit seinem Kopfe von einem Kaugsdorf geschnitten, verschiedene Arbeiten der meißnischen Porcellan Fabrik,

welche

welche mit seinem Bildnisse geschmückt sind, sein Kopf in Wachs von Spohlen, und der Medaillon in Porcellan von der berlinischen Fabrik, zeichnen sich unter den Versuchen, die Gestalt eines Mannes zu verewigen, welche durch seine Seele so viel Einnehmendes hatte, am rühmlichsten aus.

Die Vorzüge und Mängel seines Temperamentes hielten einander in ihrer Mischung so das Gleichgewichte, daß jene leicht verschönert und erhöht, diese leicht vermindert oder gebessert werden konnten. Sein Herz war sanft und zärtlich, empfindsam gegen alles Rühmliche, aufrichtig, offen, unfähig zur Verstellung und Zurückhaltung. In seiner Jugend hatte er sehr aufgeweckt und munter seyn können, ohne sich in seiner Fröhlichkeit bis an die Grenzen der Ausschweifung zu wagen; in seinen männlichen Jahren wurde er selten bis zur Munterkeit heiter; auch wechselte seine Schwermuth niemals, wie bey vielen geschieht, welche zur Hypochondrie geneigt sind, mit einer übertriebenen Lustigkeit ab; dennoch war er immer so Meister über dieselbe, daß er seinen Nebenmenschen dadurch nicht beschwerlich wurde.

Unter den menschlichen Neigungen und Leidenschaften hatte bey Gellerten keine eine ungewöhnliche Stärke und Lebhaftigkeit. In seinem

Tem-

Temperamente äußerte sich eine Anlage zu einer Heftigkeit, wodurch er zuweilen zu einer auf Augenblicke aufwallenden Empfindlichkeit gereizt wurde; doch konnte er nie bis zum Uebermaaße unwillig werden; die kleine Flamme seines Unwillens verlöschte geschwind, und wurde nie zu einem völligen und anhaltenden Zorne, der in Feindschaft oder Rache übergegangen wäre. Er hatte keinen Hang, über den er mehr als über andre natürliche Triebe hätte wachsam seyn müssen; nur die Empfindsamkeit gegen Ehre und Lob hätte, wie er allezeit freymüthig gestanden hat, seinem moralischen Charakter gefährlich werden können, wofern sie durch ein ihm natürliches Mißtrauen gegen sich selbst nicht eingeschränkt, noch durch die Hülfe der Religion, welche sein ganzes Temperament verschönerte, völlig unter seine Herrschaft gebracht worden wäre.

Gellert war von seiner Jugend an zu einer wahren und ernstlichen Hochachtung der Religion angeführt worden; er hat auch in allen Zeiten seines Lebens, obgleich nicht immer in gleichem Maaße, ihre wohlthätige Kraft an sich erfahren. Seine gottseligen Gesinnungen entsprangen nicht aus losen Vernunftschlüssen, nicht aus philosophischen Untersuchungen über die Natur der Dinge, über

ihr

ihre wesentlichen Verhältnisse gegen einander, und über ihre nothwendigen Wirkungen; denn zu Nachforschungen, welche so tief dringen, gehört ein Uebergewicht gewisser Kräfte des menschlichen Geistes welches er nicht hatte. Seine Frömmigkeit gründete sich hauptsächlich auf denjenigen Glauben an die Offenbarung, den jeder zum ernstlichen Nachdenken fähige Verstand erhalten kann, wenn er sich von einer aufrichtigen Begierde nach Wahrheit und Licht regieren läßt. Sorgfältige und oft wiederholte Betrachtungen über die Lehren des göttlichen Wortes unterhielten, näherten und stärkten seine Gottseligkeit. Ihre Gesinnungen herrschten über seine ganze Seele, erhöhten und veredelten alle ihre Eigenschaften und regierten den Gebrauch aller seiner Gaben. Er bekannte sich aufrichtig und aus eigner Ueberzeugung zu dem Lehrbegriffe unsrer Kirche. Zwar sah er es ungern, und verbarg es auch nicht, wenn besonders unter denen, die er mit einer vorzüglichen Freundschaft ehrte, einige sich einer Abweichung davon schuldig zu machen schienen, deren Quelle ihm verdächtig vorkam. Darum aber erlaubte er sich keine Härte und Lieblosigkeit gegen diejenigen, welche sich für verpflichtet hielten, einem andern Lehrbegriffe zu folgen; vielmehr erbaute er sich gern aus ihren Schriften,

wenn

wenn sie Beförderung des thätigen Christenthums zur Absicht hatten. Man weis, wie hoch er die Werke eines Saurins, eines Bernard, eines Doddridge und andrer Engelländer hielt; wie gern er sie las; mit welcher Achtung er sie auch andern zum Lesen anpries. Niemand kann das Gewicht, welches die Wahrheiten der Offenbarung von dem Zeugnisse und dem Ansehen Gottes haben mehr fühlen, als er. Eben deswegen las er diejenigen Schriften fleißig, welche in der Absicht geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen. Er strich darinnen alle Stellen an, welche ihm die wichtigsten Beweise zu enthalten schienen, um sich ihrer leichter erinnern zu können. Diese Aufmerksamkeit verließ ihn nicht, wenn er auch andre Schriften las, und man hat häufige Merkmale dieser Art in der Fortsetzung der Bossuetischen Einleitung in die Geschichte der Religion bemerkt Seine Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge der Schrift bewog ihn, alle ihre Lehren mit gleicher Ehrfurcht anzunehmen, und er machte in seiner Hochachtung zwischen denen, die ganz praktisch sind, und zwischen denen, die nur einen mittelbaren Einfluß in die Tugend haben, keinen Unterschied. Dadurch wurde

er

er in dem Gebrauche seiner Vernunft so bescheiden und vorsichtig, daß er sich nicht erlaubte, seine Nachforschungen bis dahin fortzusetzen, wo sich Schwierigkeiten finden, welche unserm Verstande unauflöslich zu seyn schienen. Er haßte alle Zweifel, welche die Religion betrafen, weil er sie wegen ihres unstreitigen Werthes für die menschliche Glückseligkeit so lieb gewonnen hatte, daß er jeden als eine Beleidigung derselben betrachtete, ungeachtet vielleicht in einigen trübern Stunden die Heiterkeit seiner Seele dabey gewonnen haben könnte, wenn er sie mit einem kühnern Auge betrachtet hätte: denn er würde leichter entdeckt haben, wie wenig sie gefährlich sind. Unter allen Zweifeln aber verabscheute er keine mehr, als diejenigen, von denen er besorgte, daß sie den Eifer, Gott vorzüglich zu gefallen, schwächen, die dem Menso nöthige Demuth vermindern und dem Verlangen nach einer, über alle bloß irdischen Absichten erhabnen Tugend nachtheilig werden könnten. Seine Betrachtungen in der Einsamkeit, seine Gespräche in jeder Gesellschaft, wenn sie nicht bis zu derjenigen Munterkeit fröhlich war, welche keine ernsthaften Unterredungen erlaubt, sein Unterricht in seinen Lehrstunden, seine Schriften, seine Briefe, seine Arbeiten und seine Erholungen, alles was er redete und that, wurde

mit

mit dem Geiste der Religion belebt; alles hatte die Absicht, ihre Kraft bey ihm zu verstärken und ihre Wirkungen bey andern zu befördern und auszubreiten. Er las, um es noch einmal zu sagen, kein Buch öfter und lieber, als die Bibel. Unter andern geistlichen Büchern liebte er die Schriften von der rührenden Art; denn von diesen glaubte er, daß dieselben ihn nicht allein für die Liebe gegen Gott empfindsamer, sondern auch vornehmlich den Abscheu vor allen innern Unvollkommenheiten der Seele und vor allen Fehlern von moralischer Beschaffenheit vermehren könnten. Doch würde es vielleicht der Ruhe und Freudigkeit seines Geistes zuträglich gewesen seyn, wenn er einige Schriften weniger geliebt hätte, worinnen besonders eine Frömmigkeit vorgezogen und empfohlen wird, welche sich an einer Art geistlicher Schwermuth ergetzt, die doch von der Offenbarung so wenig gefodert wird, als sie mit der heitern Zufriedenheit bestehen kann, die das Christenthum wirken soll.

In den äußerlichen Bezeugungen seiner gottseligen Gesinnungen entfernte er sich von dem Gepränge derjenigen Frömmigkeit, die mehr Verstellung als Ernst, oder doch nicht demüthig und lauter genug ist. Er konnte zwar durch ein äusserliches frommes Betragen leicht eingenommen werden, und zu

viel Vertrauen in Leute setzen, die sich dadurch seiner Gewogenheit zu versichern suchten, und es mußten sehr deutliche Erfahrungen seyn, wenn er von seinem ihnen günstigen Irrthume zurück kommen sollte. Dem ungeachtet hinderte ihn dieses nicht, ein wahres Mißfallen an denen zu haben, die in stolzer Enthaltung von gleichgültigen Dingen und erlaubten Ergetzlichkeiten ihre Frömmigkeit durch äußerliche Mienen, durch besondre Ausdrücke und durch eine ihnen eigne Sprache zu erkennen gaben, dabey andre verachteten, oder sich doch einen besondern Vorzug vor ihnen beylegten.

Sein Eifer in der Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes war außerordentlich, und er blieb sich darinnen bis an das Ende seiner Tage immer gleich. Er besuchte nicht allein den sonntäglichen, sondern auch den wöchentlichen Gottesdienst so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn, seines schwächlichen Zustandes ungeachtet, keine noch so rauhe Witterung davon abhielt. Man konnte, wenn er nicht zugegen war, sicher schliessen, er müsse durch eine Unpäßlichkeit oder durch das ausdrückliche Verbot des Arztes zurück gehalten werden. Er war immer einer der Ersten und der Letzten in den öffentlichen Versammlungen der Christen. Die Prediger fanden an ihm einen eben so bescheidnen Richter,

als

als aufmerksamen Zuhörer. Dieser vorzügliche und geübte Kenner guter Predigten verachtete keinen Vortrag, weil derselbe die Forderungen seines feinen Geschmackes nicht befriedigte. Man mußte ihn ausdrücklich fragen, wenn man seine Gedanken darüber wissen wollte, und dann urtheilte er mit einer liebreichen Nachsicht, welche die Fehler mehr verbirgt oder entschuldigt, als entdecken und tadeln will. Nur wenn er junge Candidaten predigen hörte, so bat er sie zu sich, rühmte, was in ihren Vorträgen zu loben war, zeigte ihnen aber auch auf die freundschaftlichste Weise nicht allein ihre Fehler, sondern auch die Art, wie sie dieselben verbessern könnten. So wichtig ihm der öffentliche gottesdienstliche Unterricht war, mit so ernstlicher Andacht nahm er an der feyerlichsten äußerlichen Handlung der Religion, an dem Abendmahle, Theil. Seit vielen Jahren hatte er dasselbe in der Lazarethkirche empfangen. Nachdem aber mit dem dasigen Prediger eine Veränderung vorgegangen war, wendete er sich zu der Nicolaikirche in der Stadt. Ich will mich nun, sagte er zu seinem Thalemann, mit einer großen Gemeine vereinigen; denn ich fürchte beynahe, unrecht zu haben, daß ich zeither in diesem Theile des öffentlichen Gottesdienstes nicht sichtbar genug gewesen bin.

Als ein öffentlicher Lehrer der Jugend bin ich verbunden, sie auch hierinnen durch mein Beyspiel zu erbauen. Diese Erbauung stiftete er wirklich, und man hat viele, die mit ihm an diesem heiligen Orte zusammen gekommen sind, sagen hören, daß sie durch den Anblick dieses Mannes und durch seine ungeheuchelte Andacht allezeit sehr gerührt worden wären.

Eben so eifrig und gewissenhaft war Gellert auch in seinem häuslichen und geheimen Gottesdienste, bey welchem er sich besonders im Gebete übte, und täglich brünstiger darinnen zu werden suchte, weil er von dem Segen und Einflusse desselben in die Frömmigkeit und Tugend diejenigen hohen Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Ich, sagt er von sich selbst, bin mit keiner Zeit meiner jüngern Jahre mehr unzufrieden, als mit derjenigen, in welcher ich die Pflicht des Gebetes vernachläßiget habe, und ich erinnere mich sehr wohl, daß, wie mein Eifer am Gebete abnahm, unerlaubte Neigungen zunahmen. Es ist deswegen seit vielen Jahren mein Gebrauch gewesen, mir des Morgens, wenn ich die Schrift las, eine oder die andre Stelle auf ein Papier, das ich bey mir liegen hatte, aufzuzeichnen, und dieses Papier bey mir zu tragen,

gen, um mich ihrer des Tages im Stillen zu erinnern. Gemeiniglich wählte ich eine Stelle, die mein Herz am nöthigsten hatte, je nachdem es Hoffnung oder Schrecken, Freude, Demuth, Zufriedenheit und dergleichen Regungen bedurfte. Denn solche Stellen begeistern in stillen Augenblicken zu einem Gebete, das sich für unsre Umstände vorzüglich schickt, und erhalten uns zugleich in der uns nöthigen Wachsamkeit. Zur Erleichterung der Uebung in der Gottseligkeit und in seinen andern Pflichten hielt er seit dem Jahre 1752. Tagebücher über sich selbst, weil er ein Journal, worinnen man seine Tugenden mit ihren Abwechslungen und seine Fehler, wie er sich ausdrückte, mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes bemerkt, für ein vortreffliches Mittel hielt, zur Erkenntniß seiner selbst zu gelangen, und den Eifer, besser zu werden, immer mehr zu stärken. Diese Tagebücher sind so flüchtig geschrieben, als ein Mann dieselben schreiben kann, der sie nicht für fremde Augen, sondern bloß zu seinem eignen Gebrauche aufsetzt, und den Geschäfften seines Berufes dadurch keine Zeit entziehen will, die er für dieselben nützlicher anwenden könnte. Außer kurzen Anzeigen von seinen täglichen und nächtlichen körperlichen Leiden, und andern unangenehmen Vorfällen, von seinen Geschäff-

ten, von der Verdrossenheit oder Leichtigkeit, womit er sie verrichtete, von den Briefen, die er erhielt oder schrieb, von seinen kleinen Reisen, von den Besuchen, die er gab oder annahm, und von seinem Verhalten dabey, wenn er nicht damit zufrieden war, von den Todesfällen oder Beförderungen seiner Freunde, Schüler und Bekannten, von den Geschenken, die ihm gegeben oder zugesendet wurden, enthalten diese Tagebücher vornehmlich viele kurze Anmerkungen über seinen geistlichen Zustand. Einige dieser Anmerkungen bestehen in Klagen über seine unruhigen und ängstlichen Gedanken, über die Versuchungen sündlicher Neigungen, über seine Trägheit zum Gebete, über die Zerstreuungen, die ihn darinnen störten, in Beobachtungen der Unempfindlichkeit, die er gegen die Wahrheiten der Religion zu haben glaubte, der Unruhe, die er dabey empfand, des Widerstandes, den er derselben that, und zugleich in ernstlichen Bezeugungen seines Mißfallens an seiner eignen Unvollkommenheit. Andre bestehen in Ermunterungen seiner selbst zu einem getrosten Muthe, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit mit ihm, oder in Betrachtungen, wie er seine Tage angewendet habe. Zuweilen sind sie Erinnerungen seiner guten Entschließungen, eifrig in der Religion, treu in seinem Amte, demüthig

bey

ben dem Lobe der Menschen, empfindsam und mitleidig gegen die Leiden andrer Menschen, liebreich und wohlthätig gegen die Dürftigen zu seyn; zuweilen sind es dankbare Erinnerungen an die göttlichen Wohlthaten, an die freudigen Empfindungen, die er von den Lehren der Religion hatte, an die heitern und aufgeklärten Stunden, worinne er mehr Lust zu gottesdienstlichen Uebungen oder zu seinen Arbeiten empfand, oder ernstliche Bestrafungen seiner Fehler, seiner Ungeduld, seiner Hitze in Gesprächen, und seiner Neigung zur Eitelkeit, oder einiger bald längern, bald abgebrochenern Gebete und Wünsche um Gnade, um Hülfe, um Trost und um größere Freudigkeit. So frey diese Anmerkungen von der eitlen Selbstgefälligkeit sind, von welcher sich die Eigenliebe des Menschen in dergleichen geheimen Geschichten seiner selbst leicht überschleichen lassen kann, so deutlich sieht man einen Mann darinnen, dem es mit der Gottseligkeit so sehr ein Ernst ist, als mit dem Heile seiner Seele und mit ihrer wahren Glückseligkeit.

Aus dieser Gottseligkeit, worinnen Gellert, täglich vollkommner zu werden suchte, läßt sich seine so eifrige Liebe gegen die Tugend begreifen; nicht gegen diejenige, welche ihre Stärke in sich selbst zu finden meynt, sondern gegen diejenige,

welche die Kraft zu allen Pflichten bey Gott sucht und seiner Gnade alles zu danken haben will; welche, so lange sie noch höhere Stufen vor sich sieht, nimmer müßig seyn will, und doch bey den Bestrebungen nach ihrem Ziele so bescheiden ist, daß sie Gott alle Ehre davon zueignet; niemals unverdrossener und standhafter, als wenn sie fürchten muß, daß ihr die Welt aus Unachtsamkeit, Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit, die Gerechtigkeit nicht wiederfahren lassen werde, welcher sie werth zu seyn sucht. Nach einer solchen Tugend strebte Gellert, und war in seinen Bestrebungen so eifrig, daß er auch den Schein aller Abweichung von ihr mit der äußersten Sorgfalt zu vermeiden suchte. Nichts war ihm heiliger, als was er für Pflicht hielt. Es ist Pflicht, war seine gewöhnliche Antwort, wenn man ihn von gewissen ermüdenden verdienstlichen Geschäfften abhalten, oder ihn überreden wollte, in gewissen Dingen mehr seinem Vergnügen oder seinem Geschmacke zu folgen, oder mehr auf seine Bequemlichkeit zu sehen. So geneigt war er dem Guten, was er für Pflicht hielt, Neigung, Freude, und alles was ihm sonst lieb war, aufzuopfern.

Er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Dieses machte ihn eifrig in allem, was er zu ihrem Nutzen

tzen und Vergnügen beytragen konnte. Vornehmlich brauchte er alle seine Einsichten und Kräfte, diejenige Glückseligkeit zu befördern, welche die herrliche Furcht der Frömmigkeit und Tugend ist. So strenge er über alle Laster und Fehler urtheilte, so mitleidig war er dennoch gegen diejenigen, welche der Versuchung ihrer Leidenschaften unterlegen hatten, und so begierig, sie durch seine Dienste und Wohlthaten von dem Untergange selbst ihrer irdischen Wohlfart zu erretten. Bey aller seiner Schwermüthigkeit war er doch freundlich und leutselig gegen jedermann; unfähig einen Menschen zu hassen oder zu verachten, immer geneigt, denjenigen, von welchem er nichts Böses wußte, für gut, denjenigen hingegen, an welchem er einige Vorzüge entdeckte, für vortrefflich zu halten, ob er gleich die Güte und Tugend des Herzens stets der Größe des Verstandes und allen noch so schimmernden Talenten desselben vorzog. Er nahm mit einem ernstlichen und geschäftigen Mitleiden Theil an den Bekümmernissen seiner Nebenmenschen, und freute sich gemeiniglich über ihr Glück lebhafter, als über das seinige. In seinen Tagebüchern pflegte er am Schlusse des Jahres den Namen derjenigen anzuzeichnen, die in demselben gestorben waren, es mochten Einheimische oder Auswärtige seyn, wenn er

irgend eine Kenntniß von ihnen hatte, ohne jemanden seines niedrigen Standes wegen zu übersehen. Er bemerkte dabey mit wenig Worten die Arten ihres Todes, ob er schnell oder langsam, sanft oder schmerzlich gewesen war. Gewisse kleine Anmerkungen, die er hinzu fügte, bezeugen, wie liebreich er daran Theil nahm. Bey einigen heißt es: Ein guter Mann! Der liebe Mann! Der rechtschaffene Mann! Der fromme Jüngling! Eine vortreffliche und christliche Dame! Die fromme Frau, die schmerzlich, aber doch christlich froh starb! Ein vortrefflicher Christ! Plötzlich aber doch selig! Bey andern beschließt er die kurzen Anzeigen, durch welche er ihr Andenken bey sich zu erhalten suchte, mit Wünschen voll zärtlicher Bekümmern;ß über ihren künftigen Zustand. Niemand lernte ihn kennen; niemand konnte seine Schriften lesen, ohne gleich sein liebreiches und mitleidiges Herz gegen alle Menschen hochzuschätzen. Er hatte fast immer nur mittelmäßige Einkünfte, aber auch bey dem mäßigsten Antheile an den Gütern des Glücks, war er doch allezeit zum Wohlthun nicht allein geneigter, sondern auch wohlthätiger, als die meisten zu seyn pflegen, die es mit Bequemlichkeit von ihrem Ueberflusse seyn könnten. Er erlaubte sich wenig Bequemlichkeiten und Vergnügungen, damit er im

Stande

Stande seyn möchte, desto leichter und öfter zu helfen; seine Mäßigkeit war sein Reichthum. Darum reichten seine Einkünfte nicht allein für ihn zu, sondern er hatte auch stets für die Dürftigen übrig. Er half mit Freuden, wenn er auch zuweilen das Nothwendige mit den Armen theilen mußte. Die Studirenden hatten in ihrem Mangel eine sichere Zuflucht zu ihm. Er hielt sich ein Verzeichniß von denen, welche seiner Unterstützung bedurften. Man weis, daß er hülflose Kranke aufsuchte und ihnen Erquickungen und Geld schickte. Besonders sorgte er in harten Wintern dafür, daß es ihnen nicht an Wärme fehlte, ohne sie wissen zu lassen, wer ihr Wohlthäter wäre; er ließ sich ungern von einem Beobachter überraschen und verbarg seine Hülfe mit einer eben so liebreichen Bescheidenheit. Kein Elender gieng von ihm hinweg ohne Hülfe oder ungetröstet; denn er hatte auch eine ihm eigne und immer geschäfftige Gabe zu trösten. Wenn sein eignes Vermögen nicht zureichte, das Elend der Dürftigen zu erleichtern: So machte er sich eine Pflicht daraus, andre die vermögender waren, um ihre Hülfe und um Gaben für sie zu ersuchen. Die Nothleidenden hatten Theil an allen Geschenken, die er für sich erhielt. Was soll das bedeuten? schrieb er in einem Briefe an seine Freundinn: Heute vor acht Tagen

erhielt

erhielt ich mit der preußischen Post hundert Thaler, und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, und ich erschrecke noch mehr, daß mein Herz bey diesem Geschenke weder so freudig noch so dankbar seyn kann, als ich sollte. Wer will mich wider meinen Willen reich machen? Wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt? Ich seufze um Gesundheit und Geduld, und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe alles was ich habe darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wieder so heftig überfallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen Werth für das Herz des Menschen hat, und daß Gelassenheit und Geduld unendlich größere Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach ja, die erhaltenen Wohlthaten sind Prüfungen für mich; aber auch, wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen und nicht klagen. Ich will denn gegen Andre gutthätig zu seyn suchen, wie es Andre gegen mich sind, ohne Geräusche, und wo es nöthig ist, unerkannt, aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun, und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel

habe.

habe. So uneigennützig er war, so zufrieden war er auch mit seinen Umständen, und diese Zufriedenheit machte es ihm leicht, selbst die billigen Vortheile, die er von seinen Werken haben konnte, nicht zu suchen, und viele Wohlthaten eben so großmüthig zu verbitten, als ihm dieselben angeboten wurden. Ein auswärtiger ihm unbekannter Freund schrieb in den ersten Jahren des Krieges an einen Banquier, sich nach ihm zu erkundigen, und, ohne zu sagen, von wem, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen. Allein der fromme Gellert antwortete hier, was er einer Dame vom höchsten Range um eben diese Zeit in einem ähnlichen Falle geantwortet hatte: Ich leide keine Noth, und viele würdigere und vornehmere Personen leben in Mangel und Dürftigkeit; lassen Sie diesen die mir bestimmten Wohlthaten zufließen. Diese Antwort war mit eben dem Charakter des Herzens bezeichnet, als diejenige, die er an den damaligen preußischen Commandanten in Leipzig, den Herrn von Keller, gab, welcher ihn ersuchen ließ, sich nach eignem Gefallen ein Haus zu seiner Wohnung zu wählen, mit Erbieten, solches von aller Einquartierung zu befreyen. Nein, sagte er, diese Last, die mir abgenommen werden soll, würde vielleicht einen Armen treffen, und wäre das eine Wohlthat für mich?

Seine

Seine Dienstfertigkeit war so bekannt, daß man ihn von allen Orten her zum Vertrauten in den Angelegenheiten seines Herzens wählte. Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließungen fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, und viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen oder widerstehen sollten, und Gellert stand einem jeden, nach seinem Vermögen, mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte bey. Die Dienste aber, welche er seinen Freunden leistete, erwies er auch allezeit auf die angenehmste Weise. Als einige Zeit vor seinem Tode ein Freund in einer Unterredung ohne einige weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern lächelnden Miene auf, die man nur bey besondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere dreyßig Louisdor zurück, und bot sie demselben mit den Worten an: Ich bin selten so reich; aber zum Glücke bin ich es itzt, um einem rechtschaffenen

Manne

Manne beystehen zu können; nehmen Sie dieses Geld; denn ich brauche es nicht.

Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Hierinn war er, ohne zu heftigen Ergießungen derselben aufgelegt zu seyn, so standhaft und so treu, daß auch die weiteste und längste Entfernung seine Liebe nicht vermindern konnte. Er schien alle Menschen, und besonders die guten und die vortrefflichen mit einem gleichen Eifer zu lieben; indessen wußten seine Vertrauten sehr wohl, daß sie mit demjenigen Vorzuge geliebt wurden, den die Freundschaft fodern kann. Sie fanden bey ihm die anmuthige Vertraulichkeit, durch welche die Freundschaft so sehr ein Glück des Lebens wird, ohne das eifersüchtige und gebieterische Wesen zu haben, welches allezeit die Freude derselben verbittert, sobald die Liebe eines Freundes gegen den andern in eine Art von zärtlicher Schwärmerey ausartet. Gellert wählte von Zeit zu Zeit aus den Studirenden einige zu seiner beständigen Gesellschaft, unter denen besonders ein geschickter und rechtschaffener Landprediger Gödeke sich seines vieljährigen, liebreichen und zärtlichen Umganges mit eben dem feurigen Danke rühmt, mit welchem er die treue Gefälligkeit desselben und seine in allen ihm angenehmen Diensten unermüdete

dete Aufmerksamkeit und Freundschaft zu erheben pflegte.

Selbstsüchtige und eitle Seelen sind begierig nach Wohlthaten, können sie kriechend suchen, oder wenn sie ihnen entgegen kommen, sie mit einem geheimen Stolze, als einen ihnen schuldigen Tribut annehmen; nur danken können sie nicht, oder sie thun es auf eine Art, die vom Undanke kaum zu unterscheiden ist. Wahrhaftig edle Seelen zählen das Vergnügen einer herzlichen Dankbarkeit unter die vorzüglichen Freuden, und dieser Vorzug eines guten Herzens war Gellerten in einem hohen Grade eigen. Die Empfindungen dieser Tugend gehörten zu den feurigsten Regungen seiner Seele. Er sprach gemeiniglich von den Wohlthaten, die er aus bekannten und unbekannten Händen empfieng, mit einer Begeisterung, in welcher kaum der eitelste Wohlthäter von der Größe seiner Wohlthaten hätte reden können. Gleichwohl verlangte und suchte er sie niemals; er lehnte sie vielmehr oft mit lebhafter Erkenntlichkeit von sich ab, und schätzte sich glücklich, wenn er andre dadurch glücklich machen konnte. Er selbst hatte bey seinen Wohlthaten keine Absicht auf die Dankbarkeit derjenigen, die er erfreuen wollte, sondern ließ ihnen die Freyheit, undankbar zu seyn. Gab es einige unedle Seelen, die

die es wurden; so fanden sie die Sicherheit, von der Welt nicht dafür gehalten zu werden, in seiner Verschwiegenheit und in seiner Gewohnheit, sich der Wohlthaten, so bald er sie erwiesen hatte, auch nicht mehr zu erinnern.

Bescheidenheit und Demuth waren unterscheidende Vorzüge seines liebenswürdigen Charakters, und darum besonders schätzbar, weil sie allein aus der Religion, aus dem Gefühle ihrer Pflicht, aus einer strengen Beobachtung seiner Unvollkommenheiten und Fehler entsprangen. Ein guter Name war ihm ein großes Gut. In seinen Tagebüchern bemerkte er unter den göttlichen Wohlthaten eines jeden Jahres mit der ihm eignen frommen Dankbarkeit, besonders dieses als eine der vorzüglichsten, daß ihn Gott vor Spott, und seinen Namen vor Kränkungen und Schande bewahret hatte. Er gestand freymüthig, daß er keine Leidenschaft mehr zu fürchten hätte, als die Eitelkeit, und eben so freymüthig, daß er vor den Ueberraschungen derselben nicht immer auf seiner Hut gewesen wäre. Freylich gehört schon viel Muth der Seele dazu, diese der wahren Vollkommenheit des Menschen so gefährliche Neigung bey sich wahrzunehmen, sie zu gestehen, und sie zu mißbilligen; aber es ist das Meisterstück der Demuth, sie mit einem aufrichtigen

Ernste zu bestreiten und zu überwinden. Angenehm und wichtig war ihm der Beyfall seiner Nebenmenschen; dennoch bestrebte er sich nur, seiner werth zu seyn, ohne ihn zu fodern, oder zu erschmeicheln. Er liebte das Lob der Kenner und des Rechtschaffenen; aber mit derjenigen jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet. Die ihn persönlich gekannt haben, wissen, daß er dieses Erröthen nie zurückhalten konnte. Er hatte, oder er verdiente vielmehr das Glück, wegen seiner Schriften von Kennern gerühmt zu werden, an den Höfen und in der großen Welt viel Beyfall zu finden. Allein das ungekünstelte Lob, das bloß Gefühl eines guten und gerührten Herzens war, erfreute ihn nicht weniger, als dieser Beyfall, dessen Ursachen zuweilen zweydeutig seyn können. Die Frage, die bey seiner dritten Reise nach dem Carlsbade, in dem Hause des Postmeisters eine geringe, alte, aber treuherzige Magd an ihn that, als sie ihren Herrn mit ihm von seinen Schriften reden hörte: Ach! ist er der Herr mit dem großen Ruhme, der so schöne Bücher geschrieben hat? Der ungestüme freudige Eifer der Dankbarkeit, womit sie seine aus Bescheidenheit widerstrebende Hand ergriff und küßte, und die Wiederholung der Frage: ob er die schönen

Bücher

Bücher geschrieben hätte? hat gewiß so viel Reizendes, als ein noch so schöner ästhetischer Beweis von der Vortrefflichkeit seiner Werke haben kann. Eben so viel Ursache hatte er, über ein ähnliches Lob eines preußischen Feldwebels vergnügt zu seyn, der nach Leipzig zu ihm kam, und zu ihm sagte: Verzeihen sie, daß ich zu ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, ich habe wider meine Neigung drey und dreyßig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege, nach Liefland in mein Vaterland zurückzukehren und bin fünf Meilen umgegangen, ihnen mein dankbares Herz zu zeigen. Denn sie haben mich durch ihre Schriften und besonders durch die letzten oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Mit diesem Lobe ist nur der rührende Wunsch zu vergleichen: Gott segne sie dafür und gebe ihnen Gesundheit, ein langes Leben und das ewige Leben. Wenn sie nur wüßten, wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, sie zu sehen! Dieses ist ein Beyfall, den kein Crebillon, er sey es unter den Deutschen, oder unter den Franzosen, erhalten, das nur ein gutes Herz geben, und nur das Herz eines Schriftstellers verdienen kann, welcher durch die Talente seines Genies den Menschen nur die Religion und Tugend werth und angenehm machen,

oder sie vielmehr dadurch zum stärkeren Gefühle der Schönheit und des Werths von beiden bringen will.

Jedoch Gellerten war nicht allein ein verdientes Lob eine angenehme Vergeltung. Ein freundschaftlicher Tadel, der auf seine Besserung abzielte, hatte für ihn eben so viel Anmuth, als das Lob, das er verdiente; so ernstlich bemühte er sich um die Achtung und das Wohlgefallen seiner Nebenmenschen. Indeß war niemand williger, andrer Gaben und Verdienste zu erkennen und höher zu schätzen, als die seinigen. Kein Gelehrter, kein Schriftsteller ist ie geneigter gewesen, andern einen Vorzug vor sich selbst zuzugestehen, als er, und immer schätzte er diejenigen Vollkommenheiten am meisten, die er nicht besaß. Man weis; aber man hat es erst nach seinem Tode erfahren, mit welcher Begeisterung der Ehrerbietung für die Gelehrsamkeit und die Verdienste eines Ernesti er an einen Großen geschrieben hat, damit Sachsen diesen großen Mann, als man ihn nach Göttingen rief, durch anständige Belohnungen bey seiner geliebten Akademie zu erhalten suchen möchte. Lieber, schrieb er, mich nach Neuschottland geschickt, als einen Ernesti fortgelassen. Wie sein Unterricht, sein Rath, seine Freundschaft manchen jungen Verehrer der Gelehrsamkeit

samkeit erweckt und muthig gemacht haben: So hat auch seine Vorsorge und seine ernstliche Empfehlung das Glück vieler jungen würdigen Männer in allen Ständen gegründet oder befördert. Als Herr Fiedler, der itzt als ein öffentlicher Lehrer der Theologie in Bützow steht, nach seinem Uebergange zu unsrer Kirche auch ihn um seinen Rath ersuchte, wie er künftig sich und andern nützlich werden könnte: so unterstützte Gellert ihn nicht allein, so gut es ihm seine damaligen Umstände erlaubten, sondern unterichtete ihn auch in der deutschen Sprache und Schreibart, in der Hoffnung, daß eine größre Fertigkeit darinnen, als er hatte, etwas zu seinem Glücke beytragen könnte. Er haßte den Neid, und empfand nichts von der Eifersucht, die auf einer Laufbahne so leicht entsteht, wo viele um einen gemeinschaftlichen Preis streiten, unbesorgt, daß andere günstiger von ihm urtheilen möchten, als er verdiente. Er redete zuweilen von den Werken seines Geistes, nicht mit dem Kaltsinne gegen ihre Schönheiten, den eine verstellte Bescheidenheit annimmt, um desto mehr erhoben zu werden; aber doch mehr von ihren Fehlern, und dieses that er mit einer Aufrichtigkeit, welche seinen ernstlichen Wunsch bewies, daß niemand durch seine Zuneigung zu ihm verleitet wer-

den möchte, sie für besser zu halten, als sie nach dem Ausspruche einer unpartheyischen und strengen Kritik waren. Gleichwohl war er in der Ausbesserung seiner Schriften, besonders auch in den letzten Jahren bis zur Aengstlichkeit sorgfältig. Der einzige Satz in seinen moralischen Vorlesungen: Das geringste Dorf weis in unsern Tagen mehr von dem Einigen Gott und den Pflichten des Menschen, als Athen und Rom wußten, machte ihm etliche unruhige Tage, weil er weder zu viel, noch zu wenig sagen wollte. Er gieng von einem seiner Freunde zum andern, bat sie den Satz zu überlegen und nach ihren Einsichten auszudrücken. Selbst orthographische Zweifel konnten ihn oft beunruhigen. So viel Hochachtung hatte er für das Publicum und so wenig that er sich selbst Genüge.

Die Zufriedenheit des schönen Geschlechts mit seinen Schriften war ihm vorzüglich angenehm; denn er hatte von dem Verstande wohlerzogener Frauenzimmer die Meynung, daß ihre Empfindung des Schönen sichrer wäre, als die Empfindung seines Geschlechts, weil sie mehr Natur ist, und weniger von den oft willkührlichen Regeln der Kunst abhängt. Von ihrem Herzen hatte er eine eben so vortheilhafte Meynung. Dodridge, heißt es in einem seiner Briefe, der englische Gottesgelehrte, sagt

sagt an einem gewissen Orte zur Ehre des Frauenzimmers, daß sie vielleicht die beste und frömmste Hälfte des menschlichen Geschlechtes wären, und in der That, mein liebster Graf, ich kenne mehr sehr gute Frauenzimmer, als sehr gute Mannspersonen. Er verehrte an ihnen auch die Unschuld der Herzens weit mehr, als den, ihnen selbst oft schädlichen Vorzug eines außerordentlichen und schimmernden Verstandes. Immer wünschte er, daß ihre Sittsamkeit ihren Witz übertreffen möchte; ja er glaubte, daß sie das Wohlanständige einer gewissen Art und Unwissenheit, die man ihnen aus vernünftigen Gründen wünschen muß, nicht beleidigen und sich hüten möchten, das Ansehen gelehrter Frauenzimmer haben zu wollen. Darum suchte er durch seine Schriften ihnen die Unschuld und Sittsamkeit des Herzens werth zu machen, und ihre gesellschaftlichen Sitten zu verfeinern, wofür er so belohnt wurde, daß sie ihn als ihren sichersten Rathgeber und Freund betrachteten.

In seinem Umgange herrschte die edle Unschuld und Einfalt der Sitten, die man zu haben pflegt, wenn man mehr mit Gelehrten umgeht, als mit der großen Welt, ohne doch ihre Gesellschaft ganz zu entbehren. Er hatte in seinem Aeußerlichen nicht

das Rauhe der Tugend, das denen anhängt, die sich bloß mit der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften beschäfftigen. Seine Gesellschaft wurde schon durch seine sanfte und zugleich ehrwürdige Gesichtsbildung einnehmend. Selten redete er von sich selbst, und allezeit mit der ehrlichen Bescheidenheit, welche fürchtet, zu viel von sich zu sagen, ob es ihm gleich nicht an demjenigen Gefühle fehlte, das auch ein bescheidner Mann von seinem Werthe haben darf. In den letzten Jahren seines Lebens war er nicht sehr gesprächig; wenn er aber gleich nicht viel sprach, so sprach er doch edel, mit Kenntniß und mit Leichtigkeit, und dabey hatte er das seltne Verdienst, niemanden durch seine Reden zu beleidigen. Er liebte besonders erbauliche Gespräche, nie wurde er beredter, als wenn der Gegenstand der Unterredung die Religion, die Tugend, oder das Verdienst seiner Nebenmenschen war.

So dachte, redete und lebte Gellert bis an sein Ende, ohne die Hoffnung seiner Seligkeit auf seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zu gründen. Ich hoffe, sagt er in einem, noch bey seinem Leben aufgesetzten Bekenntnisse, zu Gott und meinem Erlöser, als ein bußfertiger und begnadigter Sünder zu sterben, der oft gefallen und durch die Gnade Gottes wieder aufgestanden ist. Es würde die Welt

nicht

nicht erbauen, wenn ich ihr ein Bekenntniß meiner Fehler und Sünden aufsetzen wollte. Gott hat mich mit vielen Kümmernissen heimgesucht; dieses sind Leiden, die ich nicht beschreiben kann. Ein geheimer Unmuth des Geistes hat mich verfolgt und mich oft zu meinem eignen Feinde gemacht. Trägheit zum Guten und zum Gebete war sein Gefährte. Aber doch hat mich Gott nie ganz ohne Trost gelassen, und ich weis, daß er mich auch in der Todesangst mit seiner Hülfe trösten werde. Gott läßt uns unsre Ohnmacht fühlen, damit wir lernen und erfahren, daß wir seine Gnade nur durch den Glauben an den Heiland der Menschen erlangen können. Gott bewahre alle Menschen vor meinen Leiden und lasse sie alle ihre Weisheit, ihren Trost, ihre Stärke und ihre Seligkeit allein in der Erkenntniß des Kreuzes Jesu Christi und ihren Glauben von dem heiligen Geiste suchen. Insonderheit bitte ich die Meinigen, die bey meinem Tode nicht zugegen seyn werden, daß sie Gott ihr Lebelang fürchten und die Religion als den einzigen Weg zur Ruhe des Lebens und zum freudigen und seligen Tode betrachten mögen.

Ein so frommer liebenswürdiger Mann war es so werth, als Menschen es seyn können, mit einem freudigen Gefühle der Hoffnungen, deren Erfüllung immer sein sehnlichster Wunsch gewesen war, in die

Ewigkeit zu gehen, da er in einem leidenvollen Leben beständig zum Vergnügen und Segen für die Welt gelebt hatte; ein seltnes und kostbares Geschenk für seine Nation, deren Geschmack, Sitten und Tugend in seiner Nachwelt ihm so viel schuldig ist. Ein Denkmal haben ihm bereits einige seiner Zuhörer und Freunde mit einem ihrer Dankbarkeit und Freundschaft anständigen Aufwande in der Johanniskirche, auf deren Begräbnißplatze er seinem eignen Verlangen gemäß begraben worden ist, aufrichten lassen. Dieses Denkmal stellet die Religion vor, welche sein in Metall gegoßnes und mit einem Lorbeer gekrönte Bildniß der Tugend übergiebt. Beide Bildsäulen sind aus weißem Alabaster gearbeitet. Unmittelbar unter dem Fußgestelle von schwarzem Alabaster ist der Name: Christian Fürchtegott Gellert, auf einer an dem Fußgestelle ruhenden Platte aber, die von seinem Freunde Heyne verfertigte Inschrift: „Diesem Lehrer und Beyspiele „der Tugend und Religion widmete dieses Denk„mal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitge„nossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeu„gen waren" Gebohren den 4. Jul. 1715. gestorben den 18. Dec. 1769. Auch hat der Herr Professor Oeser ein schönes Monument von weißem sächsischen Marmor ihm zu Ehren verfertiget, das den

Wend-

Wendlerischen Garten zieret. *) Das ausgemauerte Grab, wo er und sein, vier Wochen nach seinem Tode verstorbener Bruder, der churfürstl. sächs. Oberpostcommissar, versenkt liegen, ist mit einem Leichensteine bedeckt, auf welchem die kurze Aufschrift eingehauen ist: Hier ruhen Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie, gebohren den 4. Jul. 1715, gestorben den 18. Dec. 1769, und dessen Bruder Friedrich Leberecht Gellert, Oberpostcommissarius, gebohren den 11. Nov. 1711. gestorben den 8. Jan. 1770.

So suchten Gellerts Freunde und Schüler das Andenken ihres Freundes und Lehrers zu ehren. Ungewiß ist die Bewunderung und Unsterblichkeit, welche die Werke des Genies erwarten können, durch die Veränderlichkeit und Abwechslung, denen der Geschmack der Nationen unterworfen ist; allein die Ehre seines moralischen Charakters ist so unvergänglich als die Religion und Tugend, die keine andre Dauer haben kann, als die Ewigkeit!

*) S. die davon gedruckte Beschreibung.

Einige

Einige Gedichte auf Gellerts Tod.

Auf das Absterben seines Freundes Christian Fürchtegott Gellert. von Johann Andreas Cramer.

Hier ist sein Grab, mein Sohn, besucht, bethränt von allen,
Die gut sind; dessen, dem dein Herz
Einst gleichen müsse! Hier laß deine Thräne fallen;
Ich kanns nicht. Mich betäubt der Schmerz!

Mich übermannt er noch! Ich weinte gern,
und Thränen,
Wie sie die Bruderliebe weint,

Die

Die treuste Freundschaft; gern, o David, deine Thränen
Im Jonathan, für meinen Freund!

Gern ließ ich auf dieß Grab sie strömen, meine Zähren
Zu Liedern werden, und den Mann,
Der lieblich war und fromm, wie sein Gesang war, ehren,
Den edlen himmelvollen Mann:

Damit sein Name dir, o Nachwelt, werden möchte
Ein Segen, wie sein Leben war;
Und sein Gedächtniß euch, ihr kommenden Geschlechte,
Auch noch ein Leitstern in Gefahr!

Er wars! Ein mildes Licht entfloß aus seinem Leben
Für mehr als eine Nation.
Melodisch wars; so sanft, wie Salems Saiten beben,
Dein Hymnus, o Religion!

Klagt, Jünglinge, den Frommen! Trauert! Keiner, keiner,
Wen er in einer Irre fand,
Verschweig es, wie er ihn ergriff, als wär Er einer
Der Engel, ihm von Gott gesandt!

Klagt, Jünglinge, den Mann, und trauert!
Eurer Jugend
War Er es! Eurer Seele Freund,
Sprach euch ins Herz Gefühl der Unschuld und der
Tugend;
Er ist nicht mehr auf Erden! Weint!

Nicht mehr werd ich Ihn sehn, der mich zum
hohen Bunde,
Die Freuden der Religion
Mit ihm zu singen, lud! O süßer Traum der
Stunde
Des Wiedersehns, du bist entflohn!

Entflohn! Vielleicht werd ich in meinem Pil-
gerleben
Noch meine Thränen auf sein Grab
Hinweinen; seinen Staub noch segnen, Gott er-
heben,
Daß er mir Ihn zum Freunde gab!

Er wars! Hier ruht Er! Ach wie viel hat Er
gelitten!
Doch immer himmlisch blieb sein Herz,
Sein Leben, sein Gesang, das Beyspiel seiner
Sitten,
Fromm seine Schwermuth und sein Schmerz.

Du hast, Teutonia, mehr Barden! Viele Lieder
Sind Flammen! Flammen sie empor
Zu Gott? Ach ihr Gesang hallt nicht im Himmel wieder;
Ein Greuel für der Frommen Ohr!

Wenn Er die Harfe nahm, zu singen von dem Sohne,
Von dir, o Liebe Gottes, dir,
O Tugend, seine Lust, von deinem hohen Lohne,
Wie sang sein Herz! Was fühlten wir!

Still ward die Seele, flog nicht auf im Sturme, fühlte
Nur sanfte Wonne, wurde hell,
Und, fromm zu seyn, wie Er, entschloß sich, wie Er spielte,
Die Seele, ruhig, und doch schnell!

Wer nimmt die Harfe? Kann, wie Er, die Herzen rühren,
Wie Er, holdselig im Gesang?
Wer euch ihr Jünglinge, wie Er, zur Tugend führen,
Durch einen gleich geliebten Zwang?

So

So lockt der frühe Strahl des Lenztags aus der Erde
Des Berges Sprößling, und belebt
In allen Adern ihn, daß er zur Ceder werde,
Die bald sich wolkenan erhebt:

Wie Er sich bildete; Voll milder Wärme waren
Des Frommen Lehren, und voll Licht.
Wie sorgsam warnt Er sie vor schmeichelnden Gefahren!
Wie zärtlich rief Er sie zur Pflicht?

Am rauhern Wege stand der Jüngling unentschlossen:
Da bat Er: Jüngling, nimm den Lauf
Auf diesem Männerpfad! Sieh! Ehr und Freude sprossen
Hier unter deinen Tritten auf!

Wo ist der Morgenstrahl nunmehr? Im Todesschatten
Verschimmert! Ach! in jene Welt,
Wo viele schon, die sich durch Ihn veredelt hatten,
Der Sohn, die Sonne selbst, erhellt!

Sie sehn Ihn, fliegen Ihm entgegen, und umgeben
Die Seel', und jeder jauchzt ihr zu:
Heil, Wonne dir, und Lohn von Gott! Du hast das Leben,
Die Seelen, uns errettet! du!

Erhört ist dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter Einer Seele seyn!
Erhört! Die Wonn ist mehr, ein Retter seyn von Vielen!
Nun ist die hohe Wonne dein!

Komm mit uns an den Thron, wo Gott des Lichtes Söhnen
Sein Antlitz völlig offenbart,
Und nimm nun diese Harf', in unsern Dank zu tönen,
Dem Lamme, das erwürget ward!

Dem hohen Namen, der im letzten Hauch vom Leben
Von dir zu uns herauf erklang!
Heb an; denn dort schon wars dir Wonn', ihn zu erheben,
Des Himmels seligern Gesang!

Elegie
bey dem Grabe
Gellerts
von
Christian Felix Weiße.

Virtutem — — — — —
Sublatam ex oculis quærimus inuidi.
Horat.

Hier, wo so viele schon in tiefem Todesschlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verschläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuscht noch schreckt;
Wo man Jahrhunderte die große Aussaat säte,
Die immermehr zur Aerndte reift,
Und jeglicher von uns, der früh und jener späte,
Die Zahl bemooster Hügel häuft:
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beysammen liegen,
Der Hohe nicht den Niedern drückt;
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen schmückt:

Hier liegt nunmehr auch der, an dessen frommer Seite
Ich diese Stätt' einst oft betrat, *)
Indem er sich im Geist des großen Sabbaths freute,
Den er vom Himmel sich erbat;
Und mich vertraut mit den hier schlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer seiner Edlen schlief.
Hier liegt auch Gellert! hier, in diesem leichten Sande,
Von silberweißem Schnee umhüllt,
Wo freundschaftlich dabey von dem noch frischern Lande
Die brüderliche Grabstatt schwillt. **)

Hier

*) Ein sehr gewöhnlicher Spatziergang des seligen Mannes war der Gottesacker, wo er seine dort ruhenden Freunde unter erbaulichen und rührenden Betrachtungen besuchte, und seine lebenden Begleiter von ihren Grabstellen unterrichtete.

**) Sein Bruder, Herr F. L. Gellert, Oberpostcommissarius allhier, starb in der vierten Woche nach ihm, und hatte sich bey seines Bruders, des Dichters Beerdigung, gleich sein Grab neben ihm zurechte machen lassen.

Hier liegt er, und ich schau mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die stumme Wehmuth fließt,
Auf diese fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieser war, den sie umschließt. —
Ach Gellert! — o wer kann gnug einen Gellert preisen?
Nennt, was nur gut ist; es ist hier;
Den Dichter, Menschenfreund, den Christen und den Weisen,
Des Himmels Lust, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren selbst die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unsrer Erd' entflohn:
So wird' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutschland weint! denn Gellert war ihr Dichter.
So klang ihr noch kein Saitenspiel: —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichter Zeit hätt' einst auf seinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh gelezt:
Von Grazien gewiegt, hätt ihm aus Aganippen
Das Musenchor den Mund genezt;

Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie sein Geschmack so rein;
Er sollte durch sein Lied, er sollte durch sein Leben
Uns Lehrer und Exempel seyn. —
Die Wahrheit, die man stets in schmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöße flieht,
Verlor oft unter uns die Macht der sanften Bande,
Womit sie Herzen an sich zieht.
Dort sahn wir sie geschmückt von Gay und Lafontainen,
Und neideten ihr Vaterland;
Da gab die Menschlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warfs der Wahrheit um. — Nun prangte sie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen,
Und drang heran und küßte sie.
Und ganz Germanien, vom Thron' bis zu den Hütten,
Das seinen Orpheus lieb gewann,
Nahm Besserung im Geschmack, mit ihm auch beßre Sitten —

Viel-

Vielleicht auch beßre Herzen an.
Der Mütter erst Geschenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weises Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten seinen Sittenspruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beseelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm stammelnd sonst aus ihm was vorerzählet,
Wie segnend lächelt' er dir zu! — —
Dich, deutsches Lustspiel, sah mit Abscheu oder Gähnen
Noch damals oft manch sittsam Herz;
Dich lehrt er lächeln, dich die Freude sanfter Thränen,
Dich Tugend und bescheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
Den Körper zu der deutschen Tracht:
Auf deutschen Bühnen sah man auch itzt deutsche Sitten,
Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein solches Herz warst du, o Welt, zu enge,
Du, Menschenweisheit, viel zu klein!

Nicht nützlich wollt' er bloß: durch heilige Gesänge
Wollt' er auch andern heilig seyn.
Da warf er sich in Staub vor Gottes Throne nieder,
Und flehte still um Geist und Kraft. *)
Und der Allmächtige vernahms und hörte nieder,
Und gab dem Frommen Geist und Kraft.
Er sang. — So wurdest du von wenig Menschenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geistreich, mächtig, schön, empfindungsvoll gesungen!
Es sprach das Herz aus jedem Ton.
So hub er durch Gesang viel tausend schwache Seelen
Mit sich zum Sternenzelt' empor;
Der Spötter selbst horcht auf, und gönnet den Befehlen
Des Heils schon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt sich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten, dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. — Heil

*) Er sagte selbst, daß er vor Verfertigung seiner geistlichen Lieder Gott innbrünstig um seinen Segen angerufen habe.

Heil dir, o Gellert! Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Gesang
Bis zu den Sphären auf, so dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft schläft er mit dir ein. In deinem sanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet sanft und wünscht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die süße Stärkung gab.
Ja du, du tröstest ihn in seiner letzten Stunde:
Da stammelt er von dir im Tod'
Noch einen Seufzer, stirbt mit Gellerten im Munde,
Und so entflucht sein Geist zu Gott. —

Triumpf, o Gellert, dir, wie viele tausend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel schon entgegen,
Als sie ihr morsches Haus zerbrach!
Ja, o! wer sagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,
Als deine Stunde nahe war?

Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmlischen Versammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menschheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm;
Und dann die Stimm' erklang von tausend frommen Zeugen:
Dieß ist - - - doch, wo gerath ich hin?
Mich schlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daß ich Erde bin.
Ich fühls! ich harre noch allein' bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit streckt über mir
Die schwarzen Flügel aus, was ich verloren habe,
Was alle Welt, seh ich nur hier?
Ich seh des Jünglings Fuß zu jenem Lehrstuhl' eilen,
Den vormals eine Welt umschloß,
Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balsam seiner Lehr' ergoß:
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling saßen,
Und —— (für den Lehrer, welch ein Lohn!)
Die Lorbeerärndte gern voll Friedenswunsch vergaßen
Und menschlicher ins Lager flohn.

Ich

Ich seh an deiner Thür' den lehrbegiergen Armen,
Dem sie zur Zuflucht offen stand,
Wenn er für Liebe Haß, Verweise für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu seyn:
Und wer hat ungehört dich einen bitten sehen?
Und welcher wagts, es zu bereun?
Wer wagts, seit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muse hier genährt,
Daß er sich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch selbst, wenn dich sein Herz entehrt? —
Ach! taub ist nun dein Ohr, die Thüren sind verschlossen,
Der Lehrstuhl einsam und verwayst!
Der Jüngling steht von fern, indem er überflossen
Von heißen Thränen dorthin weist:
„Ach dort! dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
„Der mich der Thorheit Pfad' entriß,
„Der liebreich seine Hand nach mir Verlaßnen streckte,
„Und mir den Weg zum Himmel wies." —
Ja, Jüngling, er ist hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier sein heiliges Gebein; —

Der Fromme schlummre sanft! mit ihm sey Gottes Friede!
Wie er, so schlummre jeder ein!
Der Saame, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgestreut,
Wird sich auf Kindeskind zur schönsten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeyt! — —
Ihr kleinen Zeugen, Ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daß Ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach! nur gekannt! O säh' ich Eure Herzen
Gebildet auch von seiner Hand!
Sehr oft werd ich mit Euch auf diesen Hügel steigen,
Und, wenn voll kindlichfrohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, Euch unter Thränen zeigen,
Welche heil'ge Asche drunter ruht:
Die Asche Gellerts ists! Gott wohnt' in seinem Herzen,
„Und Menschenlieb' in seiner Brust:
„Gefällig noch im Ernst und heilig noch im Scherzen,
„War Wohlthun seine größte Lust.
„Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
„Galt ihm Religion und Pflicht

„Weit

„Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
„So lobt' er selbst die Fürsten nicht. " —
Dann sollt Ihr beide mir auf diesem Grabe schwören,
Der wahren Weisheit Euch zu weihn;
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch so fromm, wie er, zu seyn.

Auf
Gellerts Tod.

Gesungen
von

Michael Denis,
aus der Ges. Jesu,
Lehrer am kaiserl. königl. Collegio Theresiano.

Schauerndes Lüftchen! woher?
Trüb ist der Tag. In dem entblätterten Hayne
Weder Kehle, noch Fittig. Kein Schwan berudert den Teich.
Voll der Winterbilder sitz' ich einsam
Auf mein Saitenspiel gelehnet,
Da kömmst du, Lüftchen! schwirrest mir
So kläglich, so kläglich die Saiten hindurch.
Ist es nicht Hauch des Grabes?
Ist es nicht Sterbeton?
Hat uns ein Held, ein Barde verlassen?
Schauerndes Lüftchen! woher?

Von

Von dem Gestade der düsteren Pleiße
Komm' ich, o Barde! zu dir. Dort hab ich gestattert
Um Gellerts Grab.
In Blumen konnt' ich nicht seufzen;
Noch öde steht, bis ihn der Lenz
Mit Blumen deckt, des Grabes Hügel.
Ich hab in blätterlosen Sträuchen
Umher geseufzt.

Lüftchen genug! Kein stürmender Nord
Soll dich verschlingen, zärtlicher Trauerboth! —
Und ihr hinab, Saiten! hinab
Zur dumpfen, grabetiefen Todesklage!
Er ist hin, euer Lehrer, Kinder Teuts!
Er ist hin, euer Führer, Bardenchöre!
Er ist hin, dein Verkünder, Tugend!
Deine Freude, Jüngling! Mädchen! deine Lust.
In der Pleissen Rauschen
Quollen seine Lieder.
Ach! die Pleiße rauschet:
Aber nimmer, nimmer
Quillt von ihm ein Lied darein!
Seufzt, Ufer!
Blumen an den Ufern!
Erlenschatten an den Ufern!
Nimmer, nimmer quillt von ihm ein Lied darein!

Vom

Vom Tannenberge wälzet sich manch trüber Gießbach. *)
Und nun entspringt am Fuße des Berges.
Ein lauter, himmelheller Quell.
Schnell hüpfen die Kinder des Waldes
Vom trüben Gießbach', und trinken den Quell:
So zogst du die dürstenden Völker an dich. —
Die Bienenköniginn sammelt ihr zahllos Heer,
Und führt es auf Wiesen voll Frühling,
Und jede vom Heere
Kömmt honigträchtig zurück:
So setzest du den Söhnen Teuts
Die Süße deines Herzens in Bardenlehren vor! —
Und dieses Herz durchgrub des Todes Stachel!
Trauert, ihr Völker! trauert, ihr Söhne Teuts!
Der Quell ist versiegt! der Frühling erstorben!

Ein Jüngling war ich, und jeglicher Trieb
Zur vaterländischen Bardenkunst
Lag noch in meiner Brust in zweifelndem Schlummer.
Ich höre dein Lied, und jeglicher Trieb
Entriß sich dem zweifelnden Schlummer. **)
Und

*) Die deutschen Fabeldichter vor Gellert.

*) Das erste, was dem Barden aus der Hallerschen Epoche zu Gesichte kam, waren Gellerts Fabeln.

Und horchet mir jetzo mein Vaterland,
Und thuen mir ältere Barden
Ihr freundliches Herz auf,
Und schändet meine Scheitel
Den heiligen Eichenzweig nicht,
Dir bin ich es schuldig. O nimm, was ich vermag,
Ein Lied, und Thränen! —

Aber hinauf, Saiten! hinauf
Zur hellen, himmelhohen Zukunft!
Mein Auge durchstralet das Wintergewölk,
Erblicket ihn, den satten Lebensgast
Unter den Barden der Vorwelt.
Ein großes Erstehn
Von allen Wolkensitzen
Dem Lehrer der Tugend,
Dem Sittenverbeßrer,
Dem Feßler der Herzen,
Dem holden, menschenfreundlichen Weisen.
Wie dünnere Frühlingsnebel
Von der gebährenden Flur,
So schwindet die zärtliche Schwermuth
Von dem Gesichte des Barden.
Aus den Umarmungen ewiger Sänger
(Ach nicht ewig für uns! Die neidige Zeit
Entriß uns ihre Sitten, ihr Lied.
Ihr Lied in freyen Eichenhaynen,

Ihr Lied im Mahle tapfrer Fürsten,
Ihr Lied im lauten Schlachtgetümmel
Unter bemaleten Schilden
Hervorgebraust!) *)
Aus den Umarmungen dieser Sänger
Blicket er lächelnd herab
Auf sein geliebtes, erdewallendes Geschlecht,
Und sieht sich von Enkel zu Enkel
In seinen Gesängen hinwieder geliebt, verewigt;
Und höret die Kinder der Fremden
Am Rein und am Po
In ihren Zungen **) seine Lehren wiederholen,
Und Deutschland segnen, dem der Himmel
Einen Gellert gab.

Also mein Lied zur traurigen Wintergegend.
Aber du, Lüftchen! bist du noch hier
Im blätterlosen Ahorngange,
So nimm dir die besten Töne daraus,
Und decket der kehrende Lenz
Den Hügel des Barden mit Blumen,
Dann seufze sie nach in jenen Blumen,
Deren Haupt am Hügel
Schwerer und gesenkter ist. Auf

*) S. den Tacitus von den Sitten der Deutschen.
**) In französischen und italienischen Uebersetzungen.

Auf Gellerts Tod

von

Carl Mastalier.

Der Dichter und die Muse.

Der Dichter.

Was soll der Trauerflor an deinem Saytenspiel,
Und im göttlichen Auge der Schmerz?
Weh Deutschland dir! dieß gilt
Einem Dichter der ersten Größe.

Die Muse.

Ach sieh das Saytenspiel des Dichters der Natur!
Er entzückte durch seinen Gesang
Den Ister und die Spree;
Selbst die stolzere Seine singt ihn.

Der Dichter.

Wie? Gellert! — denn wer sonst kann dieser Dichter seyn —
Ach! nur Gellert — und dieser ist todt?
Weh uns! O konntest du
Die Unsterblichkeit ihm nicht geben?

Die Muse.

Unsterblichen Gesang lehrt' ich den Edlen zwar:
Dieß nur konnt' ich: unsterblich und schön
Wie seine Seele bleibt
Sein Gesang: doch der Leib ist Asche.

Der Dichter.

O sammle sie, damit sie kein unheiliger Fuß
Einst entweihe, kein Nord sie verweh'
Und unter Blumen laß
Sie so sanft, wie er lebte, ruhen.

Die Muse.

Des Dichters Nam' allein, der von der Urne stralt,
Ganz durchflochten mit Lorbeern des Ruhms,
Gewährt ihm diese Ruh.
Ost- und Nordwind muß ihn verehren.

Der Dichter.

Wem wird die Cyther jetzt, die unnachahmlich klang?
O sind Muse, Teuts Söhne dir werth,
Gieb keinem Nachbar sie!
Er sah stolzer herab auf Deutsche.

Die Muse.

Sey ruhig! ohn' ein Herz so voll von Redlichkeit
Weisheit, Tugend und Menschengefühl
Wird ihre Sayten nie
Jemand, wär er auch Orpheus, spannen.

Der

Der Dichter.

So glänze sie denn dort, wo Orpheus Leyer glänzt!
Heller, prächtiger glänze sie dort!
In dem gestirnten Raum
Blitzet leider! noch keine Deutsche.

Die Muse.

Im Tempel der Natur ist ihr der Platz bestimmt;
Denn nur dieser gehört sie allein.
Dort singt er künftig sie
Ganz enthüllt in erhabenern Tönen.

Der Dichter.

Sanft war der Ton, den die Natur ihn treffen ließ;
Seinen Wiederhall hörten wir kaum,
Und dichteten ihm schon
Deutsche Lieder nach, dir zur Ehre.

Die Muse.

Genug! mich ruft der Schmerz zu meines Lieblings Grab;
Lange werd' ich dort weinen um ihn.
Ihn ehret unser Lied
Mehr dann fühllose Mausoläen.

2 ou

Dd 971

S

ULB Halle
006 913 164
3

k

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-146971817-18/fragment/page=0479

Christian Fürchtegott Gellerts

Briefe,

nebst einigen damit verwandten Briefen
seiner Freunde;
nach seinem Tode herausgegeben
von
Johann Adolph Schlegeln
und
Gottlieb Leberecht Heyern.

Zweyter Band.



Bern und Amsterdam,

verlegts Beat Ludwig Walthard,
und zu finden
bey Joh. Schreuder, 1775.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-1192015415-146971817-18/fragment/page=0481